

LIL

1960

Historischer Verein



Lechisarland

Der Huosigau
Landschaft und Kultur

Beiträge von H. Haushofer, S. Hofmann, A. Kraut, W. Mauthe
A. Micheler, W. Neu

Jahrbuch 1960

des Heimatverbandes Lechisarland e.V.

Weilheim/Oberbayern

Historischer Verein
St. Stadt u. Pöchl. Landsberg a. Lech

Ich will meinen Mund auf tun
und alte Geschichten künden,
was wir gehört und erfahren
und unsere Väter erzählt haben,
soll nicht verborgen bleiben ihren Kindern,
dem kommenden Geschlecht.

Psalm 77

Lechisarland

Der Huosigau

Jahrbuch 1960

Organ des Heimatverbandes Lechisarland e. V.
Sitz Weilheim/Oberbayern



Bibliothek Historischer Verein



08016857

Herausgegeben vom 1. Vorsitzenden Oberarchivrat
Dr. Sigfrid Hofmann

Inhaltsübersicht

Zum Geleit! von Dr. S. Hofmann	3
Land und Leute in Oberbayern von Dr. S. Hofmann	4
Was versteht man unter dem oberbayer. Pfaffenwinkel? v. W. Mauthe „So kann Baiern zum Paradies in Deutschland werden“ von Dr. H. Haushofer	10 12
Kleine Landschaftskunde längs der Olympiastraße von A. Micheler	17
Das südwestoberbayrische Giebelbundwerk von Dipl.-Ing. W. Neu	24
Vom Hauswesen unserer Alten von W. Mauthe	30
✓ Aus der Geschichte der Schwaige Romenthal von Dr. Dr. A. Kraut Ernstes und Heiteres aus alten Uttinger Briefprotokollen von Dipl.-Ing. W. Neu	35 41
✓ Beiträge zur Kunstgeschichte der Gemeinden Apfeldorf, Birkland und Reichling (Landkreis Schongau) von Dr. S. Hofmann	46
Aus den Kirchenrechnungen von Unterpffaffenhofen (Landkreis Fürstenfeldbruck) von Dr. S. Hofmann	51
Michael Wening in Aufkirchen von Dr. S. Hofmann	52
Der Mathematiker Georg Kratz aus Schongau von Dr. S. Hofmann	53
Natur und Kunst im Pfaffenwinkel von W. Mauthe	54
Wallfahrtsbitten als Notschreie unserer Zeit von W. Mauthe	58
Die ehemaligen Weilheimer Spiele in der Fastenzeit von W. Mauthe	60
Die Meßmaschine des P. Thassilo Beer OSB von Dr. S. Hofmann	63
Anmerkungen zu einigen Beiträgen	64

Zum Geleit!

Dieses „Jahrbuch“ ist das erste seit dem Tode des Begründers der Zeitschrift Lechisarland. Dr. Bruno Schweizer, der am 3. 5. 1897 in Dießen geborene Pionier der Heimatforschung im Ammerseegebiet wurde am 11. November 1958 schnell und viel zu früh für die Forschung und Pflege der Huosigauer Heimat abberufen.

Einige Wochen zuvor hat er mich zu seinem Nachfolger im Heimatverband Lechisarland e.V. vorgeschlagen und für die Weiterführung seines von ihm gegründeten Organs bestimmt. In seinem Sinne soll die angesehene Zeitschrift, die er dem Verband als Eigentum übergab, fortgeführt werden. Im Geleitwort zum „Jahrbuch 1956“ stellt er nicht ohne Bitternis fest, „daß sich kaum noch Leute zur ehrenamtlichen Mitarbeit finden lassen, obwohl gerade auf dem Gebiet der Heimatforschung und -pflege so ungeheuer viel Schönes zu tun wäre“.

So danke ich um so herzlicher den treuen und uneigennütigen Mitarbeitern an dieser bescheidenen Publikation, deren schönster Lohn das Interesse einer großen Leserschär wäre.

Geziemender Dank gebührt im besonderen den Herren Landräten Dr. Gustav Hilger (Schongau), und Franz Josef Konrad (Weilheim), die durch namhafte Zuschüsse aus ihren Kreiskassen das Erscheinen dieses Bändchens ermöglicht haben.

Oberarchivrat Dr. Sigfrid Hofmann
Heimatspfleger von Oberbayern

Land und Leute in Oberbayern

Dr. Sigfrid Hofmann, Heimatpfleger von Oberbayern

„Land und Leute“ — so hießen um die letzte Jahrhundertwende die ersten heimat- und volkskundlichen Bücher. Später wurden die Titel anspruchsvoller. Man sprach und hörte von Landschaft und Volkstum, von Kulturräumen und — „dynamischer Länderkunde“. Wir aber wollen uns hier begnügen mit einer schlichten Überschau, die Vergangenheit und Gegenwart von Land und Leuten zu verknüpfen sucht. Im 8. Jahrhundert lebte in Freising der gelehrte Bischof Arbeo, der in seiner einfachen Sprache der Zeit über oberbayerisches Land Rühmliches aussagt: „Die Landschaft ist ein Paradies, reich an Wäldern, bringt Wein hervor und hat Eisen, Gold, Silber und Purpur im Überfluß.“ Doch hier stocken wir schon. Zwar stimmen wir dem gelehrten Bischof in den ersten beiden Sätzen bei, aber Weinreben wird man heute vergeblich an den Hängen von Isar und Inn suchen. Freilich erinnert am Schliersee der Flurname Weinberg, in Wessobrunn, dem bedeutenden Künstlerdorf Oberbayerns, das Weinwiesfeld, in Dießen am Ammersee die Weinberggleite an den ehemaligen Weingärten noch an die Zeit, da der Oberbayer Wein trank. Auch an den Hängen des Tegernsees reiften in früheren Jahrhunderten die Reben. Der erste bayerische Geschichtsschreiber Aventinus spricht in seiner bairischen Chronik 1566: „Der gemeine Mann auf dem Gäu in Baiern sitzt Tag und Nacht beim Wein.“ Damals wußte man halt noch nichts von Managerkrankheit und Fließbandarbeit. Die Geschichtsschreiber erklären uns, daß einst in Oberbayern neben dem Met der Wein das Hauptgetränk war. Das ist allerdings schon lange her. Die Geschichte der Bierbrauerei in Oberbayern aber ist auch schon mehr als ein halbes Jahrtausend alt. Der Bergbau auf Eisen und Gold, Silber und Purpur ist in Oberbayern längst eingegangen. Wir zweifeln sogar, ob zu Arbeos Zeiten ein Überfluß an diesen einst wie heute kostbaren Stoffen in den oberbayerischen Bergen zwischen Lech und Salzach vorhanden war. Nach den bayerischen Bergregalen der Herzoge Otto, Stephan des Alten bis zu Ludwig dem Brandenburger wäre es anzunehmen. Es dürfte sich allerdings um die unterirdischen Schätze des Salzburger Landes und der Steiermark handeln. Wir wollen aber nicht vergessen, daß der Lechrainer Gelehrte und Politiker Johann Georg von Lori ein „Bergrecht“ Altbayerns hinterlassen hat. Unser Bischof fährt dann weiter: „Der Boden ist fruchtbar; von Zugtieren und anderem Vieh strotzen die Ställe. Das ganze Land erscheint mit Bienen und Honig bedeckt. In den Flüssen und Seen wimmelt es von Fischen; auch an Salz gebricht es nicht.“ Einige Einschränkungen müßte sich Bischof Arbeo heute schon gefallen lassen. Er hat mit dem fruchtbaren Boden recht, wenn er das nördliche und nordöstliche Oberbayern im Auge hat. Auf das Land des „Hörndlbauern“ im Vorgebirge und im Alpenvorland — der Geologe würde vom eiszeitlichen Beckenraum sprechen — folgt die fruchtbare

Ackerlandschaft des „Körndlbauern“ in der Mühldorfer und Erdinger, in der Freisinger, Landsberger und Aichacher Gegend. Die Murnauer und Miesbacher Viehmärkte, die Weilheimer und Traunsteiner, die Aichacher und Pfaffenhofener sind heute organisierte Versteigerungen von Nutzvieh. Der Murnau-Werdenfelder Schlag ist im Rückzug gegenüber dem rot- und gelbscheckigen Höhenfleckvieh. Die Allgäuer haben unter Führung von Hirnbein mit der systematischen Züchtung auf hohe Milchleistung angefangen; der Flachsbau nährte dort seinen Mann nicht mehr und so suchte der geschäftsrüchtige Schwabe des Alpenraums, ausgehend von der Schweiz, nach neuen Erwerbsmöglichkeiten. Die Landwirtschaftshistoriker sagen uns, daß vor 300–400 Jahren die Rinderrassen in ihrer Milchleistung sich ungefähr die Waage hielten. Dieses Gleichgewicht wurde gestört und man versucht jetzt, den Pinzgauer Schlag im südöstlichen Oberbayern auf höhere Milchleistung zu bringen. Die oberbayerischen Bienenzüchter müssen leider Arbeos Ansicht korrigieren. Die Imker von heute führen einen schweren Existenzkampf; die Fischer sehen auch zu wenig Fische „in den Flüssen und Seen wimmeln“. Die Begrädigung der Wasserläufe und ihre Nutzbarmachung für die Energiewirtschaft hat auch der oberbayerischen Fischerei erhebliche Sorgen bereitet. In der Zukunft werden sie voraussichtlich nicht geringer sein. Arbeo und Aventin haben noch heute recht, wenn sie von reichen Salzlagern in unserer Heimat sprechen. Das Berchtesgadener Land und — der ganze bayerische Staat — leben nicht schlecht von den Erträgen des Salzbergbaus. „Die umliegenden Berge liefern herrliche Weide und viele heilsame Kräuter; in den Wäldern gibt es Hirsche, Wisenter, Gemsen und jegliches Wildbret in Menge.“ Damit schließt der Freisinger Bischof des 8. Jahrhunderts mit seiner Schilderung. In seinen letzten Sätzen können wir ihm fast hundertprozentig recht geben, über die zahlreichen Hirsche und deren Schäden klagen die Bauern in bewegten Worten. Gemsen erfreuen noch in den Ammergauer wie auch in den Berchtesgadener Bergen die Touristen.

Nun haben wir aber dem Fremdling im Lande und in der Geschichte Oberbayerns noch nichts gesagt über die alten Sennereien und über die Käsebereitung in diesem von landschaftlichen Schönheiten so gesegneten Bezirk. Da kommt uns der Falkensteiner Codex zu Hilfe mit dem hübschen Bild einer Sennin und dem in der Hand geballten Käslaiblein. Die Falkensteinsche Hofmark erzeugte im 12. Jahrhundert 2400 Laibe und erhielt außerdem von der Propstei Auerdorf allein 4200 Stück. Man wird dabei an verhältnismäßig kleine Käselaibe denken müssen. Die Qualität scheint schon damals bedeutend gewesen zu sein, denn das oberbayerische Produkt war wegen seiner Reinheit von welschen Händlern gesucht.

Hartwig Peetz spricht von oberbayerischen Käsepressen im 12. Jahrhundert und von 12 Gattungen von Käsen, deren Skala sich bis zur Delikatesse gesteigert haben mußte. „Diese (im Chiemgau) mit unvermischter Alpenmilch hergestellten Fettkäse de armentis der herrschaftlichen Maereien waren

darum auf Fürsten- und Prälatentafeln ein willkommenes Gericht zum Wein. Das Renommé des Produktes wurde daher auch mit Angstlichkeit gewahrt. Geschworenen Schwaigern wurde die Käseschau anvertraut, damit die erste Bedingung eines nachhaltigen Absatzes, der redlichen Deklaration zur Ehre des Produzenten kein Makel erwachse.“ Es heißt dann weiter, daß Hunderte von Saumrossen stets unterwegs waren, um diese oberbayerische Edelware über die Tauern nach dem Welschland zu führen. Im nächsten Satz ist die Rede davon, daß man oberbayerischen Butter — im Hochdeutschen „die Butter“ — als Leuchtmittel nach dem Lande der Langobarden ausführte.

Der Allgäuer Leser möge nun nicht neiderfüllt auf die sonst so konservativen Oberbayern blicken. Wir müssen dem schwäbischen Stamm und vor allem der Variante des Allgäuers zugestehen, daß von dort aus der Käse im vorigen Jahrhundert volkstümlich wurde. Allerdings beweisen die Küchenrechnungen oberbayerischer Klöster aus früheren Jahrhunderten, daß in den Prälaturen von Polling bis Berchtesgaden Käse in großen Mengen verzehrt wurde. Über die Alpenweiderechtigung im gebirgigen Oberbayern gibt es heute genug gelehrte Abhandlungen. Zum Abschluß unserer „wohlriechenden“ Betrachtung wollen wir noch anführen, daß Gedächtnisstiftungen mit Käsen (einmal sind es 200 Käse aus der Milch von vier Kühen und in einem Mühlendorfer Fall 300 Stück) gar nicht selten waren und daß im frühen 14. Jahrhundert das Recht einer Vogtei auf 30 Käse, d. i. 10 Pfund Regensburger Pfennige, angesetzt wurde.

Der Leser möge uns nicht gram sein, wenn wir ihm noch nicht die Grenzen des oberbayerischen Landes verraten haben. Eine Beschreibung des Isarkreises vor hundert Jahren spricht von der langen bayerischen Alpenkette vom Gebirge Hohenschwangaus bis zum Watzmann und Untersberg. Hohenschwangau gehört seit mehr als einem halben Jahrhundert zum schwäbischen Regierungsbezirk; aber die weltberühmte Wallfahrtskirche zum gezeißelten Heiland in der Wies und das Mutterkloster der Prämonstratenser in Steingaden stehen bereits auf oberbayerischem Boden. Hier beginnt das „geistliche Land“ mit den zahlreichen und prächtigen Kloster- und Wallfahrtskirchen. Die Augustinerchorherren von Polling und Dießen, von Bernried, Habach und Schlehendorf, von Rottenbuch und Weyarn waren mächtige Förderer aller Zweige von Kunst und Wissenschaft.

Wo gab es in bayerischen Landen noch eine Bibliothek von Umfang und Wert wie jene im Kloster der Amort und Töpsl! Weit muß man gehen, bis man wieder in solcher Fülle hervorragende Plastik des 18. Jahrhunderts in Kirchenräumen findet wie in Weyarn an der Mangfall und in Rott am Inn. In der Wies und in Ettal, in Benediktbeuern und in Baumburg ob der Alz glaubt man die Englein oberbayerischer Bildhauer singen zu hören. Der Schriftsteller vor hundert Jahren spricht weiter vom Isarkreis, der sich „vom Süden herab über das Hoch- und Hügelland bis nach Geisenfeld ausbreitet.“

Das heutige Oberbayern reicht bei der schönen Herzogstadt Ingolstadt sogar über die Donau hinüber bis fast vor die Tore Eichstätt.

Schon unsere Groß- und Urgroßeltern schätzten das bald anmutige, bald wildromantische oberbayerische Land vor dem Gebirge. Lassen wir wieder den schlichten Schilderer vor hundert Jahren erzählen: „Hornvieh wird allenthalben genährt und gezogen, doch im südlichen Gebirge, wo auch Alpenwirtschaft getrieben wird, von schönerem Schlage als im nördlichen Teile . . . Sehr gerühmt werden die Pferde um Kraiburg, am Inn und im Rottale. Schöne und starke Pferde liefern auch das Hochland und die Vorgebirge, besonders um Murnau, Tölz etc.“ Im wesentlichen stimmen diese Feststellungen noch heute, wenn auch die Pferde in der Wildsteig und um den Peißenberg herum jenen der östlichen und nördlichen Landkreise keineswegs nachstehen. Vom schöneren Schlag des Hornviehs im südlichen Gebirge kann keine Rede mehr sein. Reizvoll ist es auch, wenn wir hören, daß die Ziegen vorzüglich auf den Almen gezogen wurden, daß zahmes Federvieh besonders im nördlichen Teil (Fruchtbau!) „blüht“, daß viele Schweine wo noch Brachfelder sind, daß der Bezirk Landsberg in der Gänsezucht führend war und daß es Schafe in größerer Zahl in den Ökonomien zu Schleißheim, Freiham und Berchtesgaden gab. Wie damals gibt es „Getreide im nördlichen Teil in Überfluß, meist Korn und Gerste; Haber fast überall, Weizen in den besten Revieren; Dinkel (im Schwäbischen Feesen genannt) im Bezirk von Landsberg und Wessobrunn.“

Steckrüben gediehen Anno dazumal vorzüglich bei Murnau, Hanf schön und üppig um Rosenheim; Flachs in mehreren Gegenden. Eines Reichtums an Steinobst erfreuten sich mehrere Gebirgstäler, das Mangfalltal und mehrere Reviere am Inn. Nicht anders ist es im Jahre 1960. Allerdings scheint der Hopfenanbau sich in die Holledau zurückgezogen zu haben, nicht zum Schaden seiner Qualität. Zu Mühlendorf, Wasserburg, Haag und Schwaben, Freising und Ebersberg wird keine Staude Hopfen mehr gezogen. Der Steingadener Flurname „Hopfenfeld“ erinnert noch an jene Zeit, da die Klöster dem guten böhmischen Hopfen der Saazer Gegend den weniger feinen um Lech und Loisach in ihren Klosterbrauereien zusetzten. Unser Gewährsmann erzählt uns auch interessanterweise, daß es Kartoffeln in Oberbayern erst seit dem Jahre 1805 gäbe.

Dem unvergeßlichen Kemptener Oberbürgermeister Dr. Merkt war es immer ein Ärger, wenn er von Allgäuer Almen in Schriften lesen mußte. Dort gibt es nur „Alpen“, aber es besteht lediglich ein Unterschied in der Schreibweise zwischen den Allgäuer Alpen und den oberbayerischen Almen. Haben Sie schon gewußt, daß das Wort aus dem Keltischen stammt und daß das herrliche Gebirge der Alpen durch die germanischen Bauern so benannt wurde? Oberbayerische Klöster besaßen nicht nur Almweiden jenseits des Brenners, sondern auch kostbare Weinberge. Heinz Haushofer würdigt die Arbeit der Almbauern mit den Worten: Von diesen Weideflächen ging und

geht heute noch ein ununterbrochener Blutstrom nach Süddeutschland und Oberitalien. Auf den Almen wurde der Noriker erzüchtet, die Grundlage für das römische Legionspferd. Das Schwinden der Almen scheint dem genannten Agrarhistoriker von ausschlaggebender Bedeutung zu sein, wenn er erklärt: Auch das Schicksal des bayerischen Stammes wird sich auf den Almen entscheiden. Er spricht mit Recht von der Beharrung des Glaubens in den Bergen, von der Treue der Gebirgsbewohner, von ihrer kulturellen Leistung im Bau des einzigartigen oberbayerischen Bauernhauses, von seiner wundervollen Fassadenmalerei und von seiner für die Gegenwart vorbildlichen Zimmermannsarbeit.

Was ist nun das Wesen der Oberbayern zwischen Lech und Salzach, Alpen und Donau? Von Aribo bis Stemplinger gelten die Altbayern als hochgewachsene und starke Männer. Man hat sie breitschultrig und aufrecht, von nerviger Stärke und großer Munterkeit genannt. Die Statistiker haben ausgerechnet, daß der Durchschnittsoberbayer den körperlichen Durchschnitt der Friesen erreicht. Nur ein geringer Bruchteil sei klein gewachsen. Tatsächlich waren auch im ehemaligen bayerischen Leibregiment die Oberbayern zahlen- und qualitätsmäßig recht gut vertreten. Eduard Stemplinger möge zu Wort kommen, wenn er von seinen Landsleuten behauptet, daß dieser tüchtige Volksstamm nicht bloß die besiedelten Gebiete urbar und zu einem Paradies gemacht, sondern sie auch mit seinem Blute gegen Eindringlinge verteidigt, mit seinen Sitten und Bräuchen durchtränkt und dem ganzen deutschen Volke unvergängliche Werte geistiger Kultur geschenkt habe. Hermann Bahr hat einmal an den urwüchsigen Oberbayern Konrad Dreher geschrieben, daß der Altbayer, den er einen Urenkel des Barocks nennt, vor den anderen deutschen Stämmen die Gabe der Erkenntnis voraus habe, daß der Sinn des Lebens auch lächeln kann und daß der Oberbayer in diesem Lächeln die Geheimnisse zugleich verstehe.

Der auffallend künstlerische Zug des Stammes verrät sich nicht nur in den großen Schöpfungen der Barockbildhauerei und Rokokomalerei, sondern auch in der Umgangssprache des einfachen Volkes, in seiner Bildhaftigkeit und Ausdruckskraft, in den Schnaderhüpfeln und in den Reimereien der Dachauer Hutsinger, in den handfesten Predigten seiner volksverbundenen Priester; vor allem aber in der Musikalität der Holzknechte und Bauernbuben, der Deandl und Sennerinnen. Mundartforscher konnten feststellen, daß bei einem oberbayerischen Hutsingen der Stabreim neben dem Endreim der Träger der betonten Silben ist. Alpenländische Jodler und wurzelechtes Volkslied in Oberbayern haben die Größten der deutschen Musikgeschichte begeistert und angeregt. Es ist kein Zufall, daß in Mittenwald Geigen gebaut werden und daß nach Oberammergau Tausende aus aller Welt zu den Passionsspielen strömen und beglückt von dieser schönsten Blüte oberbayerischer und volkstümlicher Schauspielkunst in ihre Heimatorte diesseits und jenseits des Ozeans zurückkehren.

Nicht gerade schüchtern sind oberbayerische Sprichwörter und Redensarten; das Konkrete steht über dem Abstrakten. Vielleicht ist es gerade seine tiefe Gläubigkeit, die übersinnliche Begriffe in der Volkssprache meidet. Wörter wie Leidenschaft, Gefühl und Seele haben beim Altbayern wenig Raum oder einen anderen Sinn. Seine Seelen sind die Abgeschiedenen, statt fühlen spricht er nur vom spüren. Das Grübeln überläßt er den benachbarten Schwaben. Sein Verstand äußert sich in der Schlagfertigkeit und ein starkes Triebleben übertönt ihn. Man hat es schon früher festgestellt, daß der Oberbayer ein Augenmensch ist (Max Dinger). Die hübschen Hinterglasbilder aus der Murnauer Gegend, die Fasnachtsmasken des Werdenfelser Landes und die Schnitzereien von Oberammergau und Berchtesgaden beweisen unseren Satz zur Genüge. Die Lust am Spiel ist heute im oberbayerischen Volk so stark wie vor Jahrhunderten. Aber leider sind die Bühnenstücke der Verleger vielfach alles andere als Spiegelbild echten Altbayerntums. Rührseligkeiten sind ihm fremd. Josef Maria Lutz hat in seinem Büchlein „Bayerisch“ mit feinem Humor gegeißelt. Er sagt uns auch, wo Oberbayern ist: Nicht in unmittelbarer Nähe der Autostraßen, sondern am stillen Waldrand und auf den weiten Hügeln über fruchtbaren Feldern, da wo der Knecht mit seinem Roß wie mit einem alten Freund plaudert; nicht in den weltberühmten Kurorten, sondern in den schattigen Wirtsgärten unter alten Kastanien; das echte Oberbayern ist nicht da, wo man zum Lesen der Speisekarte französische Sprachkenntnisse braucht, auch nicht dort, wo eine Jazzband dudelt, sondern das echte Oberbayern lernst du, lieber Leser, in der rauchgeschwärzten Stube des Bauerndorfs und im Herrgottswinkel der Bauernstube kennen.

Der echte Oberbayer liebt Natur und Heimat und verzichtet auch im Zeitalter des Materialismus auf ihre einseitige und übertriebene Ausbeutung. Besserwisserei und Angebertum sind ihm in seiner Seele verhaßt, Vielrederei ist ihm fremd. Der Hesse Dingelstedt glaubte 1879 feststellen zu müssen, daß Gastfreundschaft gegen Fremde und entgegenkommende Höflichkeit im geselligen Verkehr nicht im angeborenen Stammescharakter des Altbayern lägen. Wir wollen uns nicht mit ihm auseinandersetzen, aber dem Gast im heute vielleicht gastlicheren Oberbayern zurufen:

Und bist bei uns in Boarn Gast
und zoagast gern Dei Dankbarkeit?
Jeds Bleamel, des wo'st steha laßt,
is a „Vergeltsgott“, des uns gfreit.

Was versteht man unter dem oberbayerischen Pfaffenwinkel?

von Willi Maunthe

Der oberbayerische Pfaffenwinkel ist erst wieder mit dem Zunehmen der Allerwelt- aber auch Kunstreisenden seit zwei guten Jahrzehnten bekannt geworden. Aber noch heute steht für viele die Frage offen: Wo sind seine Grenzen, welches Gebiet versteht man unter der Bezeichnung „Pfaffenwinkel“? Je nach Ansicht und Kenntnis der Dinge fassen manche unter diesem Begriff ganz Südbayern zusammen, ja die ganze Klosterphalanx zwischen Wessobrunn und Berchtesgaden. Andere, denen es die Wies besonders angetan hat, verstehen die dortige Gegend mit Einschluß Steingadens, Rottenbuchs, Pollings usw.

Obwohl manche glauben, man könne diese Grenzen nicht genau angeben, so gibt uns die ältere Literatur über diese Gegend doch eine unmißverständliche Antwort. An erster Stelle ist hier Franz Sales Gailler, der verdienstvolle Verfasser der „Vindeliciae Sacrae“ zu nennen. In dieser Beschreibung des Kapitels Weilheim (1756) werden 43 Pfarreien aufgeführt und zwar mit Einschluß der heute nicht mehr dazugehörigen Orte Antdorf, Benediktbeuern, Bernried, Kochel, Seeshaupt und Sindelsdorf. Dieses Kapitel nennt nun Gailler den Pfaffenwinkel und zwar schon im Vorwort, wo es heißt: „... cum enim numerus Parochiarum, plures quam viginti Nobilium etiam Principalium, Sedes, quae fuerunt olim in hujus Capituli districtu, plura monasteria, quae regiunculae nostrae vulgare nomen Anguli Monachorum — Pfaffenwinkel — indiderunt. — Da nämlich die Zahl der Pfarreien, auch der Umstand, daß in diesem Kapitel mehr als zwanzig Adelssitze waren und vor allem die Anzahl der Klöster dieser Gegend den volkstümlichen Namen Pfaffenwinkel eingetragen haben . . .“. Im Abschnitt „Incolarum Genius, Numerus et Commercium“ — Über die Geistesart, die Zahl und das Gewerbe der Einwohner“ kommt er nocheinmal darauf zu sprechen und hebt besonders die Anzahl der Klöster hervor: „Vulgo enim Angulus Sacerdotum haec regiuncula vocatur, propter plura, quae circa sunt Monasteria. — Diese Gegend wird ob der Anzahl der umliegenden Klöster der Pfaffenwinkel genannt.“ Schon mit diesen Worten ist eindeutig allgemein gesagt, was man unter dem Pfaffenwinkel zu verstehen hat. Wenn Gailler jedoch, die Künstlerschaft Weilheims meinend, von dieser Stadt als einer „magnorum ingeniorum felix patria“ spricht, einer glücklichen Heimat großer Talente und hinwiederum im Kapitel über bedeutendere Persönlichkeiten wie Gerhoch von Reichersberg, Paul von Bernried und die selige Herluca geradezu begeistert ausruft: „Ecce quanta Capitulum Weilheimense Ecclesiae dederit lumina! — Seht, was dieses Kapitel Weilheim der Kirche für große Leuchten geschenkt hat“, dann wird seine Absicht, seine Heimat, also den Pfaffenwinkel ins gebührende Licht zu rücken, noch deutlicher.

Wer aber mit dieser Antwort noch nicht ganz zufrieden sein sollte, weil man ja doch auch die Klöster Wessobrunn, Rottenbuch, Steingaden, Ettal, Andechs usw. heute dazuzählt oder dazuzählen möchte, der sei auf einen noch früheren Hinweis auf diesen Pfaffenwinkel (Prof. Dr. Georg Schreiber bezeichnet ihn als eine „Sakrallandschaft“) hingewiesen. Der Weilheimer Stadtschreiber Johann Sebastian Lienhardt verfaßte im Jahre 1699 eine Beschreibung der Geschichte und des Stadtbildes von Weilheim in Versen mit dem Titel: „Kurze Beschreibung der churfürstlichen Stadt Weilhamb in Obern Bayern vorm Gebürg entlegen.“ In diesem Gedicht spricht Lienhardt einmal mit einem deutlichen Fingerzeig auf die vielen Klöster: „Fleisch, Bier, Brot und Tirolerwein allhier wohl zu bekommen sein. Fisch, Vögel, Wildpret kann man schlecht haben, weil sich darmit die Klöster laben, deren zwölf in dieser Gegend rum dies Ort einschließen um und um.“ Wenn man aus der Geschichte Weilheims die Beziehungen mit den umliegenden Klöstern kennt – und das Stadtarchiv bringt eine Menge von Zeugnissen dafür – dann weiß man auch, was das für zwölf Klöster sind, ja es ergeben sich eher noch mehr als nur zwölf. Chronologisch nach ihrer ungefähren Gründung geordnet sind das folgende: Benediktbeuern 739, Schlehdorf um 740, Polling um 750, Wessobrunn 753, Rottenbuch 1073, Habach 1085, Dießen um 1120, Beuerberg 1120, Bernried 1120, Steingaden 1147, Ettal 1330, Andechs 1455, Weilheim 1639. In der Zeit nach Lienhardts Hinweis bis zu Gaillers Feststellung kamen aber auch noch die Hieronymiten am Walchensee und die Karmeliten in Schongau dazu und vielleicht ist es nicht unangebracht, auf eine Reihe von Klausnern wie in Weilheim, Murnau, Huglfing und Raisting hinzuweisen. Somit dürften der Gründe genug angegeben sein, warum man diese Gegend im Rahmen der angegebenen Orte als eine sakrale, eine Klosterlandschaft, ja eben als einen Pfaffenwinkel bezeichnet.

Wenn man daran erinnert, daß Wilhelm der Fromme seine Söhne in die Ferien nach Benediktbeuern schickte, welch großes Interesse dieser Pfaffenwinkel bei Mabillon, Abt Gerbert von St. Blasien, bei jenem nicht genannten Edelmann und beim Freiherrn von Obernberg, die ihn vom 17. bis ins 19. Jahrhundert hinein bereisten, ja auch bei jenen Studenten, die in einem Fliegenden Blatt von 1741 die Marschroute in die Prälatenklöster angeben, gefunden hat, dann sieht man daraus, daß man diesem Pfaffenwinkel von jeher eine besondere Bedeutung zuerkannte. Erfahrungen mit Leuten, die sich an dem Wort „Pfaffenwinkel“ gestoßen haben, veranlaßten mich schon vor Jahren, ihn mit dem „Land der Bauern, Künstler und Mönche“ zu umschreiben.

„So kann Baiern zum Paradies in Deutschland werden“

Wurzeln wissenschaftlicher Landwirtschaft an Ammer und Loisach

von Dr. H. Haushofer, Hartschimmel

Der landwirtschaftliche Großbetrieb des vorindustriellen Zeitalters ist in unserer Landschaft fast ausnahmslos die Klosterökonomie gewesen. Dieser Betriebstyp ist sozusagen aktenkundig: als Beispiel kann die Ökonomie des Klosters Polling genannt werden, über die schon 1890 der Wirtschaftshistoriker *Hartwig Peetz* berichtet hat. Seine Quelle waren dabei die Aufzeichnungen des bedeutenden Pollinger Ökonomen *P. Ollegarius Seidl*, der dort bis zu seinem Tode im Jahre 1797 wirkte. Über den Stand der Klostergüter im Zeitpunkt ihrer Übernahme durch den Staat wissen wir auch durch die Inventarien der bayerischen Säkularisationskommissäre Bescheid.

Viel weniger wissen wir über den Wirtschaftsstil der bäuerlichen Betriebe jener Zeit, trotzdem diese ja die eigentlichen Träger der breiten Landeskultur waren. Das moderne wissenschaftliche Schrifttum hat sich begrifflicherweise im allgemeinen auch mehr mit den Fragen der geschichtlichen Agrarverfassung, also der *Besitzverhältnisse* befaßt, als mit der Geschichte der *Betriebe*. Hier besteht eine Lücke, die aber auszufüllen ist, und zwar gerade im Lech-Isarland. Denn hier besitzen wir aus *einem* Menschenalter, aus der Zeit zwischen 1791 und 1811, drei landwirtschaftliche Fachbücher, darunter zwei ausgesprochene Lehrbücher, die direkt auf örtlich gemachte Erfahrungen zurückgehen. Sie dienen zudem der Entwicklung der bäuerlichen Wirtschaften und der fachlichen Erziehung der Landjugend.

Wenn man von jener Zeit liest, so scheint sie vielleicht weit entfernt. Man vergegenwärtige sich aber, daß es sich um jenes höchst entscheidungsreiche Zeitalter zwischen der Französischen Revolution und der Stabilisierung Europas durch den Wiener Kongreß handelt — eine Periode also, die hinsichtlich ihrer Dauer und ihrer Umwälzungen mit dem Menschenalter von 1914—1945 durchaus verglichen werden kann.

Der folgende kurze Aufsatz soll in erster Linie zeigen, welchen Beitrag die geistig führende Schicht mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln zur Förderung des Bauern und der Landjugend (also in diesem Fall nicht ihrer eigenen Großbetriebe!) zu leisten versucht hat. Dabei darf gleich eingangs die Feststellung nicht unterlassen werden, daß diese führenden Köpfe abstammungsmäßig entweder aus dem Bauerntum selbst, oder aus den damit verbundenen ländlichen Berufen kamen.

1791 veröffentlichte *Michael Lenk*, Regulierter Chorherr und Kapitular in Polling, sein Lehrbuch der Landwirtschaft unter dem Titel „*Monatliche Ökonomie*“. Es ist „zum Gebrauch der Schuljugend, sonderbar Baierns“ geschrieben. Lenk hat deshalb die damals so beliebte Form des Katechismus in Frage und Antwort gewählt oder er hat, wie es zur gleichen Zeit in einer

anderen Aufklärungsschrift für den Bauern heißt, diese „im sokratischen Tone“ gehalten. Er hat dem Buch auch den Jahresablauf zugrunde gelegt — ein Rezept für das landwirtschaftliche Lehrbuch, das wir schon von den Römern her bis zur sog. Hausväterliteratur des 17.—18. Jahrhunderts gut kennen. Inzwischen sind unsere Lehrbücher ja zu einer anderen Systematik übergegangen. Die Verfolgung des Jahreslaufs hat sich aber, wegen ihrer hervorragenden Eignung vom pädagogischen Standpunkt, in der Landwirtschaftlichen Berufsschule bis heute erhalten. Lenk hat sein Lehrbuch teils nach der Literatur des ausgehenden 18. Jahrhunderts gearbeitet, ebenso aber „nach eigener Beobachtung, die ich als Pfarrer zu machen Gelegenheit hatte, und nach der sicheren Aussage erfahrener Landleute“.

Infolgedessen enthält sein Buch zahlreiche besondere Beobachtungen aus unserer Landschaft. Das beginnt mit den Überschwemmungen von Lech und Amper (damals auch für den Oberlauf noch allgemein statt Ammer!); das führt weiter etwa zur Bekämpfung des Schnee-Harschs in Oberbayern, mit besonderer Bezugnahme auf den harten Spätwinter des Jahres 1785; da wird etwa das drei- bis vierjährige Umdecken („Umschlagen“) der „ungefärbten und ungenagelten“ Legschindeldächer im Arbeitsprogramm aufgeführt; oder es wird darauf hingewiesen, daß „ein geschickter Ökonom bey Bauung der Städel sonderbar zu sehen hat“, daß durch Natur oder Kunst Tennen-Hochfahrten vorgesehen werden.

Es ist kein Wunder, daß bei Lenk die Behandlung des Grünlandes und die Heuernte eine große Rolle spielt. Man kann sich dabei erinnern, daß sein eigenes Stift Polling allein in seinen drei Schwaigen Haarsee, Rotsee und Gossenhofen 1300 Tagwerk Wiesen besaß! Hier waren zweifellos Erfahrungen weiterzugeben. Im Zusammenhang damit spielt die Leistung des Milchviehs eine große Rolle. Von einer Weidekuh werden „gemeiniglich nicht über 5 Maße“ erwartet. Die Fettleistung wird für ein mittleres Jahr bei dreimaligem (!) Melken mit jährlich mindestens 52 Pfund Butter angegeben — man vergleiche sie mit dem heutigen Durchschnitt von 124 kg im Bereich des Tierzuchtamtes Weilheim! Wenn wir im großen Ganzen von einer Verdreifachung der Produktionsleistung der Landwirtschaft im Laufe von 1½ Jahrhunderten sprechen können, so stehen die Bemühungen dieses Menschenalters am Anfang dieser Entwicklung. Von welcher Basis an Düngung man damals ausging, beleuchtet die Angabe von Lenk, daß man auf ein Juchart Ackers auf einem guten Boden 10, auf schlechtem 15 Fuder Stallmist rechne. Es kann nicht unsere Absicht sein, eine Inhaltsangabe dieses Buches auch nur zu versuchen, obwohl einzelne Anweisungen, wie z. B. über das „Abtreiben des schädlichen Wildprets von den Feldern“ Kommentare zu gewissen Parallelen nahelegen möchten; und obwohl manches inzwischen „Ausgestorbene“, wie z. B. der damals sehr hoch gehaltene Flachsbaum, unser Interesse fände. Was uns am meisten interessieren muß, ist die Gesinnung, aus der heraus die junge Landwirtschaftslehre entstand.

Lenk geht davon aus: „Alles, was lebt und wächst, braucht täglich Nahrung“. Die Zunahme der Menschheit zwingt nun dazu, „den Nahrungszweig zu vervielfältigen, zu verbessern und zu erhöhen“. Er versteht darunter aber „nicht Handlung, nicht Künste, wodurch andere Bedürfnisse der Menschheit befriedigt und nicht selten neue, unnötige erweckt werden, die den Menschen oft mehr verunedeln, als glücklich machen; sondern ich meyne allein jene, allen Menschen zu ihrem Daseyn höchst nothwendige Nahrungsquelle, die Erde; diese also immer besser bauen, ihr alle Früchte durch Kunst und Fleiß abgewinnen . . . heißt Landökonomie, die nie genug verbessert werden kann“.

Der Pollinger Kapitular bekennt sich mit diesen Worten als einen Anhänger jener volkswirtschaftlichen Schule der Physiokraten, die in diesen Jahren der Landwirtschaft einen bis dahin unerhörten Wert beimaß, ihr in der Folge ein erhöhtes Selbstbewußtsein verlieh und sie zu höheren Leistungen befähigte. Worte wie diese haben aber ihren Sinn bis heute nicht verloren, sie könnten in der veränderten Sprache unserer Zeit auch heute in der agrarpolitischen Diskussion wiederholt werden.

Lenk zog aber auch die praktischen Konsequenzen aus seiner allgemeinen Erkenntnis. In einem besonderen Anhang „Von Hindernissen der Land- und Hauswirtschaft“ unterscheidet er systematisch die natürlichen, wirtschaftlichen und menschlichen. Bei den menschlichen untersucht er wieder jene, die von den „Untergebenen“, und die von den „Obrigkeiten“ ausgehen. Als hauptsächliches Hindernis von seiten der Untergebenen, in diesem Fall also der grundherrschaftlichen Bauern, nennt er „die hartnäckige, blinde und abergläubische Anhänglichkeit an das alte Herkommen“, mit der dementsprechenden „harten, sklavischen und thierischen Arbeit“; und er zitiert das bayerische Gesetz, wonach kein Landwirt seine Dienstboten in Winterzeiten (!) vor 4 Uhr zur Arbeit wecken dürfe. Aber Lenk hält auch weltlichen wie geistlichen Obrigkeiten den Spiegel vor, und es mutet recht modern an, wenn er zu deren Sünden u. a. „ihre Sorglosigkeit für das Land-schulwesen“ rechnet. In den folgenden praktischen Vorschlägen von Lenk steht manche Anregung, die dann nach 1810 vom Landwirtschaftlichen Verein aufgegriffen wurde und in der Folge zu unserem heutigen landwirtschaftlichen Schul- und Beratungswesen führte. Soviel über das Buch von Lenk.

Einige Gehstunden südlich von Polling liegt *Oberau*. Dort arbeitete zur Zeit des Hoch-Rokoko der Sohn eines Gipsbrenners fünf Jahre als Bauernknecht: der nachmalige Mathematiker und Physiker, das Ehrenmitglied der Churfürstlichen Akademie der Wissenschaften, *Johann Georg Prändel*. (Für den gleichen Namen gab es schon damals und gibt es noch heute verschiedene Schreibungen, wie Prändl, Prandtl, Brantl). Und nachdem die Münchner Akademie vor kurzem ihr 200jähriges Bestehen feierte, darf an die große Rolle erinnert werden, welche die Landeskultur noch in den ersten Jahr-

zehnten der Akademie spielte! Prändel nun ließ 1797 in seiner Eigenschaft als Repetitor der Mathematik und Physik auf dem churfürstlichen Schulhause zu München seine „*Anleitung zur Landwirtschaftskunde*“ erscheinen. In der Vorrede legitimiert er seine Berufung zu diesem Werk, neben theoretischen Studien eben damit, daß er „alle landwirtschaftlichen Verrichtungen, wie sie an der südlichen Gränze Oberbaierns üblich sind“, gegen fünf Jahre selbst mitgemacht hätte.

Die pädagogische Leidenschaft Prändels — ein allgemeines Kennzeichen dieses Zeitalters der Aufklärung — verband sich dabei mit seiner mathematischen Begabung. Er begründete mit seinem Buch so etwas wie die Schule einer „rechnenden“ landwirtschaftlichen Betriebslehre. In der Tat bringt er zu jedem Beispiel, seien es nun Saatmengen, Düngermengen, Ertragsschätzungen, Kubierung von Hölzern, das entsprechende Rechenexempel. Die allgemeinen Ausführungen Prändels sind dabei immer wieder durch spezielle Beispiele aus seiner, d. h. unserer Landschaft erläutert. Im § 146 seines Lehrbuches beleuchtet er etwa den Übergang von der gemischten Wirtschaft zum reinen Grünland mit folgender Anmerkung: „So z. B. bauet das Kloster Ettal in Oberbaiern, wo der Schnee gewöhnlich in Mitte des Maymonats erst wegschmilzt, kein Körnchen Getreidefrucht; aber es besitzt hingegen ungeheure Grasgründe von beyspielloser Güte“. An das Murnauer Moos etwa ist zu denken, wenn Prändel von den Teilungsmethoden schreibt, nach denen „moosichte Weidenschaften zur Streuärndte unter eine Gemeinde nach Anzahl des Viehs oder nach dem Verhältnis ihrer Höfe vertheilt werden sollen“.

Das Lehrgebäude Prändels ist also ungemein praktisch und rational, ja es ist in dieser Richtung, entsprechend dem Charakter des Naturwissenschaftlers und Mathematikers, schon weiter fortgeschritten, als das Lehrbuch des Pollinger Chorherrn. Dennoch zieht sich wie ein roter Faden durch das Werk Prändels, wie dasjenige Lenks, ein bodenständiger Humanismus. Kennzeichnend dafür ist das Schlußkapitel des Buches, in welchem er von den Pflichten des Menschen im Betrieb handelt. Den eigentlichen Schluß dieses Kapitels und damit des Buches bildet nun kein Rechenexempel, sondern eine Stelle aus dem *Versepos* des damals sehr beliebten neulateinischen Dichters *Jacob Vanier* (1664–1739), „*Praedium rusticum*“ oder „*Das Landgut*“:

Alterius sic alter eget, sic ruris opimas
Mutuus auget opes amor et concordia vitae,

oder in der Übersetzung Prändels:

Eines bedarf so den Beystand des andern, so mehret des Lebens
Eintracht und wechselseitige Liebe den Segen der Fluren.

Fast genau auf der Luftlinie zwischen Polling und Oberau und in der Mitte zwischen diesen beiden Orten liegt das Gut, damals der Weiler *Harberg*. Einer dieser Höfe gehörte dem Bauern Dionys Bärthl, von dessen

Söhnen einer, Ignaz, geistlich und in München Kaplan am Königlichen Damenstift wurde. *Ignaz Bärthl* hatte, wie es vom Kurfürsten gewünscht war, neben der Theologie Landwirtschaft oder „Ökonomie“ studiert. Als Bester seines Jahrganges in die Heimat zurückgekehrt, versuchte er, die gelernten Verbesserungen auf die Praxis des Alpenvorlandes anzuwenden. Aber es gelang ihm mit keiner und „keine erreichte auch nur von weitem den Wert von jenen, die mein Vater eingeführt hatte. Das verursachte nun vollends eine förmliche Trennung zwischen mir und der Ökonomie und ich behandelte sie mehrere Jahre nur mehr wie eine ehemalige Geliebte, an die man noch gerne denkt, mit der man aber nichts mehr zu tun haben will“. Bärthl hatte damit nur eine Erfahrung gemacht, die in dieser Zeit rascher, teilweise überstürzter Neuerungen, von einer ganzen Generation gemacht werden sollte.

Später, schon als wohlbestallten Kaplan, führte ihn das Schicksal wieder zur Landwirtschaft, und nun ging er seinen eigenen Weg, wie er selbst schreibt: nicht nach Professor Beckmann, dem berühmtesten Kameralisten seiner Zeit, sondern „nach Dionisi Bärthl“, seinem Vater. Er machte also einen durchaus originellen Versuch, eine landwirtschaftliche Betriebslehre aus dem Lande selbst zu entwickeln, und das Ergebnis dieses Bemühens war das schmale, 1811 erschienene Büchlein: „Beyträge zur Gründung wirtschaftlicher Vorbegriffe für Freunde und Beförderer der Wirtschaft in Baiern“ — ein bewußt bescheidener Titel, dem kein Mensch ansieht, was sich dahinter verbirgt: die wissenschaftliche Leistung eines selbständigen Kopfes, die aus jenem Bauernhof in Harberg entstanden war.

Ein ganz entscheidender Punkt z. B., in welchem die herrschende Theorie und die Praxis des Grünlandgebietes sich widersprachen, war die damals von der ganzen Landwirtschaftswissenschaft geforderte Einführung der Stallfütterung des Viehs. Auch in Bayern wagte kaum ein Autor, dieser großen Reform zu widersprechen. Bärthl aber schreibt: „Die Stallfütterung scheint, im vollen Sinne genommen, weder für alle Haustiere, noch für alle Gegend passend“, und leitet daraus die Forderung der Anpassung der Wirtschaftssysteme an die natürlichen Produktionsbedingungen ab. Als mögliches Extrem führt er die Almwirtschaft an und schließt: „Baiern kann in vieler Hinsicht als ein Modell des Natursystems für Wirtschaft gelten, welches im verjüngten Maßstabe auf die Bestimmung ihres großen Gebäudes hinweist“.

Nachdem er auch ein durchaus positives Urteil über den Bauern seiner Zeit und seiner Heimat abgibt, kommt er zu der optimistischen Folgerung: „Wenn den Menschen die Hände durch nichts gebunden sind und die menschliche Kraftäußerung, auf keine Art gelähmt, sich allein nach zweckmäßigen Gesetzen zu richten hat; so kann Baiern allerdings zum Paradiese in Deutschland werden . . .“. Das war die allgemeine Überzeugung der Besten dieser Generation, wie u. a. ja auch eines *Westenrieder*, an den bei dieser Gelegenheit erinnert werden kann, weil seine Heimat Westenried wieder in unserer

Landschaft, zwischen dem Polling Lenk's und dem Oberau Prändel's liegt. Auch für Bärthl ist die (physiokratische) Überzeugung selbstverständlich, daß die Bauern an der Spitze der produzierenden Stände stehen, „weil sie sich unmittelbar mit der Quelle des Lebens aller Wirtschaft allein beschäftigen“. Daraus leitet er aber auch eine Verpflichtung ab: zur Vervollkommnung ihrer Wirtschaft und ihrer selbst. Genau wie bei Lenk und Prändel steht auch hier *ein Bild des Menschen hinter der Gesetzmäßigkeit der Wirtschaft*, oder mit den Worten Bärthls: die Vorstellung des „großen Gebäudes“ steht hinter dem „Modell“, das er erkennen kann.

Zusammenfassend kann also gesagt werden, daß die Landschaft an Ammer und Loisach durch die drei Männer *Lenk, Prändel und Bärthl* in jenem entscheidenden Menschenalter der Wandlung, zwischen der Französischen Revolution und der Restauration nach dem Wiener Kongreß, einen bedeutenden Beitrag zur Begründung der jungen Landwirtschaftslehre geleistet hat. Es ist damals versucht worden, die große Theorie der Reformergeneration mit der Wirklichkeit des Landes vor dem Gebirge zu vereinbaren und sie, wenn nötig, abzuwandeln. Es ist ferner versucht worden, die Idee der wirtschaftlichen Freiheit des Bauern zu verwirklichen, ohne den Boden eines welt-offenen Humanismus zu verlassen — der für diese drei Männer selbstverständlich ein christlicher war.

Kleine Landschaftskunde längs der Olympiastraße

vom Sendlinger Tor zu München bis zur Landesgrenze bei Mittenwald

von A. Micheler

Zu den Hauptteilen des Kraftwagens zählen nicht bloß der Gashebel und der Geschwindigkeitsmesser. Am wichtigsten ist ein ruhiges Auge, das uns sicher auf der Asphaltlinie führt. Mancher Punkt wird dabei zum beglückenden Erlebnis, bereichert unsere Kenntnisse und läßt uns darüber staunen, was hinter Bodenformen, im Grün der Pflanzenwelt, zu der nicht bloß Äcker, Wiesen und Wälder gehören, wie auch in Siedlungen sich verbirgt.

Also eingestiegen, die Türe fällt ins Schloß, der Motor brummt und schon bevor wir die erste Anhöhe gewinnen, gewahren wir rechts das Bronzestandbild des sagenhaften Schmieds von Kochel. Ihm gegenüber erinnert eine alte Friedhofsmauer an eine der noch wenigen Kirchenidyllen Münchens — an das malerische Kirchlein von Sendling. Seine Mauern bergen ein noch heute sorgsam gepflegtes Ehrenmal für Oberländer Bauern, die hier am Weihnachtstage 1705 vergeblich den versprochenen Pardon von den Reitern des kaiserlich österreichischen Generals Kriechbaum erhofften. Mit dem Gotteshause verbunden ist das alte „Sentilinga“, neben Schwabing, Föhring u. a. eine der Ursiedlungen im Münchener Raum; seine wenigen hier noch erhalten gebliebenen Bauernhäuser gehören zu den Curiosa der Stadt.

Von der grundwassernahen Altstadtstufe, auf der die Frauentürme stehen, haben wir nun den Schotterboden der letzten Eiszeit erreicht. Wir streben nun dem Schlosse *Fürstenried* zu. Die Auffahrtsallee mit ihren über 200-jährigen Winterlinden weist in gerader Flucht auf die Frauentürme hin. Nach wenigen Minuten tritt die Straße in den *Forstniederpark* ein. Prächtig die feurgoldene Zeile der Kastanienbäume! Ein Blick nach rechts gewahrt das ehemalige Holzfällerhaus, vor dem die von Augsburg über Schöngeising-Gauting nach Hofolding und Salzburg ziehende Römerstraße unsere Fahrbahn quert. Eine vierkantige Säule, von Ludwig I. gesetzt, erinnert flüchtig daran. Viele mögen in ihr wohl einen alten Meilenstein vermuten. Beiderseits des Forststräßchens (Autoverbot!) legen flache Gruben als ehemalige Kiespender die Richtung dieser einstigen Völkerstraße fest.

Wenige Schritte weiter gegen West führen an einen lichten parkartigen Bestand von starkwüchsigen Eichen heran. Ehemals mit Linden und Hagebuchen untermischt, könnten wir hier das noch vor zwei bis drei Jahrhunderten gültige Bild dieses Waldes gewinnen. Von dem ehem. Wildreichtum haben sich vornehmlich noch die Wildsauen erhalten und von dem Halali der Parforcejagden des 17. und 18. Jahrhunderts kündigt nur mehr die große Gelöbnistafel an der Wallfahrtskapelle von *Maria-Eich*. Nach diesem Haltepunkt ziehen das Wirtshaus „Oberdill“ und ein kleines, heimelig anmutendes Forstwärterhaus an uns vorüber. Beide bezeichnen mit ihrem Namen die „Tülle“, ein Tor, das Einlaß in die Umzäunung des Wildparks gewährte.

Kurz nach Verlassen des Waldes heben sich breitgezogene Rücken heraus. Wir durchfahren hier jenen Schuttgürtel, den die vorletzte große Alpenvorlandvergletscherung im Gebiet des Würmseegletschers vor etwa 200 000 Jahren hinterließ. Die vorherrschenden Äcker zeigen hier fruchtbaren Boden, also eine Lehmdecke, an. Diese entstammt der Verwitterung, ausgeblasenem, durch Auswaschung tonig gewordenem Gesteinsstaub (Lößlehm!) und auch Fließerden, die zusammen das ehemals kräftige Relief in eine typische Abtragungslandschaft verwandelten.

Unmittelbar dahinter baut sich der ebenfalls von Schutt und Gesteinsblöcken durchsetzte Saum des Würmseegletschers der letzten Eiszeit auf. Seinen Höchststand kennzeichnen hier die sog. Jungmoränen. In breitem Geflecht enteiltten ihnen, in stetig wechselndem Laufe, kleinere und größere Schmelzwasserfäden. Sie zerschnitten das vorhin erwähnte flachgeböschte Gelände der Altmoränen zu kleineren und größeren Inseln und warfen zugleich gegen Norden ihre Gerölllasten zur weitgedehnten Schotterebene von München auf. Links von *Wangen* zieht eine breite, ehemals von Schmelzwassern durchzogene Rinne aus den waldbedeckten Jungmoränen heraus. Wir verstehen nun, warum die Straße bisher langsam und stetig stieg — es ist einer der Schwemmkegelfächer, die gegen München zur breiten Gerölldecke der älteren Niederterrasse zusammenwuchsen. Ein nur kurzer Blick gegen Westen eröffnet den großen Endmoränenbogen, der von *Wangen* gegen

Leutstetten das einstmals von einem größeren Starnberger See erfüllte Gletscherbecken umzieht. Die Straße führt zu ihm hinunter. Kurz vor *Percha*, rechts der Straße, jedoch leider hinter einer am Hang gepflanzten Fichtenhecke, verbirgt sich ein großer Findling, dessen Material — ein mit Granaten durchsetzter Amphibolit — seine einstige große Reise aus den Zentralalpen bezeugt. Ein Rückblick (jedoch nur für die Mitfahrer) läßt für eine Sekunde dieses eindrucksvolle Naturdenkmal gewahren. In weiter Fläche begleiten gelbbraunlich getönte Streuwiesen, in deren Pfeifengras- und Kopfrietrasenbeständen sich noch so manche Kostbarkeiten an anderen Moorpflanzen verbergen, den Lauf der Würm (Landschaftsschutzgebiet!). Nehmen wir uns Zeit zu einem Besuche des alten Schlosses und seiner im kühlen Stile des ausgehenden Rokokos gestalteten Kirche! Die Straße steigt nunmehr den Rand des Zweigbeckens hinan. Der Talgrund rechts gehört zum Landschaftsschutzgebiet der Maisinger Schlucht, dessen gleichnamiger Bach auf undurchlässigem Flinzsockel verläuft und daher die Anlage von Weihern (Fischzuchtanstalt!) gestattet. Die gesamte Landschaft wird nunmehr von den weitgeböschten Rücken des gelblichgetönten Geschiebelehms bestimmt, — von der Wucht des gleitenden Eises an seiner Sohle zu Schlamm zerriebene Schuttmassen —, die beim endgültigen Rückzug des Würmseegletschers zum Vorschein kamen und zugleich damit ältere Schüttungen überzogen.

Einen nicht erfreulichen Eingriff in das Landschaftsbild stellt jene Kiesgewinnungsanlage dar, die bei Traubing Schmelzwasserschotter fördert. Zugleich berühren wir mit *Traubing*, *Aschering*, *Wieling* und *Machtlfing* (nicht jedoch sichtbar), einen urbajuwarischen Siedlungsraum, dessen Wurzeln zwischen Würm- und Ammersee weit bis in die Bronzezeit hinaufreichen. Der Hügelgräberfriedhof auf den westlichen Höhen ist ein beredtes Zeugnis hierfür.

Bald gibt die Straße einen jener umfassenden Ausblicke auf die Gebirgskette frei, die an föhnlauen Tagen zu unvergeßlichen Erlebnissen werden. Das gewaltige Zugspitzmassiv, das Karwendel, davor der nach West sanft geneigte Rücken der Benediktenwand, Herzogstand und Heimgarten mit den vorgelagerten waldigen Flyschbergen des Hörnles und der Hohen Trauchberge im Nordbereich der Ammergauer Alpen bauen sich vor uns zu einer höchst eindrucksvollen geschlossenen schartigen Mauer auf. Einem kieloben liegendem Kahne gleich erhebt sich westwärts nun der *Peißenberg*, mit seiner kunstgeschichtlich bedeutsamen Doppelkirche, vielbesuchten Aussichtshöhe ist er zugleich letzte Welle im Faltengewoge des Alpengebäudes. Um die Sicht freizuhalten, werden später die Fichtenpflanzungen im Bereich der Hochspannungsmaste entfernt und Teile von ihr unmittelbar an der Straße zu Christbäumen bestimmt — eine behördlich festgelegte Forderung vorausschauender Naturschutzarbeit.

Nicht zu übersehen sind im Bereich der sich nahenden Gaststätte „Hirschbergalm“ jene Moränenkuppen, deren Kegel an mächtige Grabhügel erinnern. Ihre Herausbildung ist wie an den Gilgenhöfen bei Lenggries an den

von Bruchspalten zerschlitzten, ehemaligen Gletschersaum gebunden, in dem Mechanismus ihres Aufbaues aber noch nicht geklärt. Noch einmal wiederholt sich hier die prächtige Sicht auf das einst von einem weiter nach Süden reichenden Ammersee erfüllte Weilheimer Becken mit der hochgelegenen Kirche von Pähl im Grunde. Dem Pflanzenkenner und Blumenfreunde eröffnet sich an den humusarmen, durchlässigen Kalkschutthängen noch ein besonderes Erlebnis. Vom April bis in den Spätherbst hinüber löst eine licht- und wärme-freudige Pflanzenschicht die andere ab. Küchenschelle, ästige Zaunlilie, Salbei und Ginster sind ihre auffallendsten Akzente, leider aber durch Düngung wie die übrige Heideflora stark gefährdet. Ehe wir Weilheim erreichen, erinnern links der Straße kesselartige Bodenvertiefungen an eine von losgetrennten Eisschollen gekennzeichnete Rückzugsrandlage des aus dem Loisachtale herausziehenden Ammerseegletschers. Am Südrand der noch ländlich gebliebenen Stadt befindet sich an der Wehrmauer ein beachtenswerter, aus den Zentralalpen hergefrachteter Findlingsblock. Um ihn kennenzulernen müßten wir allerdings den Ort durchfahren.

Kurz hinter Etting hebt sich hinter einer mächtigen Kulisse alter Linden das barocke Bauwerk der alten Pferdewallfahrtsstätte von St. Andrä beherrschend heraus. Sie setzt vermutlich die Überlieferung einer heidnischen Kultstätte fort, worauf auch die unweit südlich in einer Senke (Viehweide) liegenden vorgeschichtlichen Grabhügel weisen. Wiederum häufen sich mit Etting, Huglfing, Tauting und Ob.Egling die typischen „ing“ Endungen der urbajuwarischen Landnahme (erstes Drittel des 6. Jahrhunderts). Östlich davon reiht sich bis zum Würmsee hinüber Hügel an Hügel, die in der ehemaligen Eisströmung schwarmartig gestreckt und von einsamen moorigen Senken voneinander getrennt, sich zu der geologischen Charakterlandschaft des sog. „Eberfinger Drumlinfeldes“ vereinen. Um ihre Stille und ihren Zauber einzufangen, müßten wir jedoch auf den Wagen verzichten, obwohl die Straße nach Seeshaupt bei Magnetsried und Jenhausen ihre typische Erscheinungsform vortrefflich erschließt.

Kurz vor Murnau wiederum ein Kleinod des gebirgsnahen Alpenvorlandes – der Staffelsee, dessen Anlage auf einer Gletscherausschüpfung beruht, die sich in der weichen Schichtenfüllung (Kohlengebirgsmergel!) der Murnauer Molassemulde besonders kräftig auswirken konnte. Die Wasseroberfläche mit ihren malerischen Inseln als härtere, vom Eise nicht niedergezwungene Gesteinsrippen, steht insbesondere mit den westlich sich anschließenden moorigen Wiesen und urweltlich anmutenden Bergkieferndickichten (Tannenbachfilz und Unkundenwald) unter Landschaftsschutz. Am Froschhauser Weiher südlich des ländlich malerischen, von der Straße aber aus nicht sichtbaren Riegsees würden wir einem noch strenger geschützten Gebietsteil, dem Vogelschutzgebiet Froschhauser See, mit seinen Schilfflächen und enzi-anreichen Feuchtwiesen begegnen.

Vom Orte selbst gewahren wir bei der Durchfahrt nur den enggeschlossenen straßenartigen Charakter des Marktplatzes mit dem beobachtenswerten Bau seines Rathauses. Links davon baut sich, jedoch nicht sichtbar, das Schloß auf.

Unmittelbar südlich der Unterfahrt treten steilstehende, versteinерungsführende Sandsteinschichten und folgend graue Tonmergel als tiefste Schichtglieder im Südflügel der Murnauer Kohlengebirgsmulde heraus (älteres Tertiär mit dem Oberoligozän). Zugleich eröffnet sich nun ein herrlicher Blick auf den größten geschlossenen Moorkomplex längs des deutschen Alpenrandes. Es ist das Murnauer Moos. Sein Reichtum an Pflanzen und Tieren (Vogelarten und Insekten), darunter einige sonst nur sehr zerstreut vorkommende (Moorsteinbrech, Schweinsohr, Moorbinse) ist nur in wissenschaftlichen Kreisen bekannt.

Hierher gehören auch die inselartig aufsteigenden Rücken, die zusammen einer besonderen Schichtenausbildung am Alpenrande angehören und nach ihrem Fortstreichen gegen die Schweiz von den Geologen als „Helveticum“ bezeichnet werden. Der „Lange Köchel“ ist der höchste und wie die übrigen vom Loisachgletscher rundbuckelartig abgeschliffenen (sog. Rundhöcker). Die Anlage des gesamten Moores ist durch Gletscherschurf bedingt, der in den weichen Tonmergeln (älteste und tiefstliegende Schichteneinheit der Murnauer Molassemulde) und dem Flysch ein sog. Stammbekken anlegen konnte. Wie sehr die Luftfeuchtigkeit des Moores sich auf das Klima der Umgebung auswirkt, können wir an dem blühenden Obstbau um Ohlstadt ermessen – ein lehrreiches Beispiel, daß die ungeschmälerete Erhaltung solcher natürlicher Feuchtgebiete neben ihrer Bedeutung als Wasserspeicher ganz im Sinne einer wohlüberlegten Landschaftspflege liegt.

Vor Eschenlohe die Werkanlage des Murnauer Hartsteinwerkes. Es gewinnt am Südhang des Langen Köchels druckfeste kieselsäurereiche Kalke, deren Abbau sich als weithin sichtbare Wunde offenbart und zuletzt sich zu einer noch schwereren Störung des Landschaftsbildes als derzeit auswirken muß.

Südlich Eschenlohe mit seiner im Stile des Hochrokokos gehaltenen Kirche (Kunstdenkmal!) setzt das Pfrühl- und Deublesmoos den Komplex des Murnauer Moores gebirgswärts fort. Rasch dem Auge entschwunden sind (etwa 500 m südlich des Ortes) ein links an die Straße heranziehender Wall und Graben. Beide wurden während des Spanischen Erbfolgekrieges (?) als örtliche Sperre der von Garmisch-Partenkirchen herunterziehenden Heer- und Rottstraße angelegt.

Die rechts an uns vorbeiziehenden Wände setzen sich aus einem in den Kalkvoralpen weitverbreiteten Gestein, dem sog. Hauptdolomit, zusammen. Seine kennzeichnende Brüchigkeit ist an den hier jedoch kleinen Halden mit ihrem griesig kantigen Schutt stets leicht zu erkennen. Dem Pflanzenkenner wiederum hat der lichte Bewuchs von Schirmföhren viel zu sagen. Hier ver-

einigen sich im Föhnkanal des Tales eine große Zahl licht- und wärmeliebender Vertreter (Felsenbirne, Mehlbeere, Kalkaster, Zaunlilie u. a.) mit der vorherrschenden Schneeheide zu einer meist von den Alpenpässen einst herzugewanderten Pflanzengesellschaft.

Das Bett der Urloisach lag in den Zwischeneiszeiten wohl über 100 m tiefer als heute. Die Füllung des vermutlich schluchtartig gestalteten Felsengrundes mit Seekreiden, Schotter und Moränenschutt würde mit längst-verschwundenen Seen, rauschenden Schmelzwassern und wuchtenden Gletscherfluten einen großen Abschnitt wechselvoller Eiszeitgeschichte enthüllen.

Etwa 1 km vor Oberau ist im Kerne eines Gebirgsgewölbes (Oberauer Sattel) ein größerer Gipsbruch in Raibler Schichten angelegt. Seine Zufahrt ist jedoch leicht zu übersehen.

Gegen Westen führt eine Abzweigung zu einem hochgelegenen nach Ettal und Linderhof ziehenden Talboden hinauf, der von dem mächtigen Loisachgletscher tief unterschritten und damit zu einem sog. Hängetal geformt wurde.

Links der Straße streichen die Wände des Krottenkopfmassives an das Tal heran, denen in beachtlicher Höhe ein periodisch fließender Wasserfall (Karstgänge und -höhlen im Berge) als mächtiger Faden entquillt.

Partenkirchens Marktstraße verdient seiner baugeschichtlich bemerkenswerten und überaus malerischen Häuser wegen einen längeren Besuch, nicht minder auch die Antoniuskirche (Fußweg), die ein vielbewundertes Deckengemälde des früh verstorbenen Rokokomalers Holzer enthält.

Unser Weg führt nun dem schluchtartig eingeschnittenen Kankerbach entlang, dessen Name sich von der römischen Bezeichnung für „Krebs“ ebenso ableitet wie die Faukenschlucht von der gleichaltrigen „fauces“ und der Ortsname Partenkirchen von dem „Parthanum“ an der von Augsburg längs des Ammerseewestufers über Weilheim, Murnau heranziehenden Römerstraße. Hart vor Kaltenbrunn treten am nördlichen Gehänge weißleuchtende Anbrüche auffallend heraus. Hier wird ein kalkigdolomitisches Material gewonnen. Seine feine bänderartige Schichtung verrät den Niederschlag von Gletschertrübe, die sich einst in einem Stausee im Grenzbereich zwischen den Eismassen des Isar- und Loisachtales bildete. Die volkstümliche Bezeichnung „Kreide“ steht nur mit der weißlich abfärbenden Eigenschaft dieses Gesteins in Zusammenhang, das früher zum Tünchen verwendet, jetzt aber neben anderem zu Kittmasse verarbeitet wird.

Höchst merkwürdig mutet das Geflute der höckerartigen Erhebungen und Dellen an, die blatternarbig die Hänge durchsetzen. Wir befinden uns hier im Bereiche der sog. „Buckelwiesen“. Ihre Entstehung ist heute noch umstritten. Nach der Annahme der Geologin E. Ebers gehen sie auf Lösungsvorgänge innerhalb früherer Föhrenwälder zurück, deren säurebildende Nadelstreu im Verein mit längerer Schneedauer während vieler Jahrtausende den Kalk

örtlich in die Tiefe geführt haben soll. Auf den Hochmähdern zwischen Krün und Mittenwald sind sie neben heute trockenliegenden Schneeschmelztälchen zu einer geradezu klassischen Landschaft ausgebildet, weshalb ein westlich des Tennseerückens befindlicher Ausschnitt vor kurzem für vorläufig drei Jahre zum Naturschutzgebiet erklärt wurde. Neben ihrer höchst eindrucksvollen Umrahmung durch die gewaltigen Kalkmauern des Karwendel- und Wettersteinstockes ist es vor allem die Unzahl von Blüten des stengellosen und Frühlingsenzians, die mit dem Gelb der Bergranunkeln und dem Karmin der Mehlprimeln nach dem Abblühen der Schneeheide, des Blaugrases und der Krokusse einen zauberhaft anmutenden Mantel über die unruhig bewegten Wiesenflächen legen.

Hinter Klais kommt uns der Schmalensee entgegen. Sein Name hat nichts mit seiner geringen stark verlandeten Fläche gemein, sondern leitet sich von dem Massenbestande eines rauhen Grases, den „Schmelchen“ ab. Vorher fängt der Blick nach rechts eine kleine mit Fichten bestandene Anhöhe ein, die von einem Hohlwege, der Römerstraße, durchschnitten wird. Wenige hundert Meter südlich der Bahnstation Klais, übrigens mit über 1000 m die höchste Schnellzugstation Deutschlands, zeichnen sich in einem Felseneinschnitt wahrscheinlich zu ihr gehörende deutliche Räderspuren ab.

In der Nähe der großen, dem Schmalensee folgenden Kiesgrube zweigt die Poststraße des 18. Jahrhunderts ab, auf der Goethe im September 1783 vom Walchensee herkommend über Mittenwald nach Italien fuhr. Wenige Meter auf ihr zu Fuß führen zu einem unter Landschaftsschutz stehenden Latschenbestand heran. Anstatt auf den Höhen *über* der Nadelwaldgrenze säumt er hier merkwürdigerweise die unmittelbar über Mittenwald ansteigenden Hauptdolomithänge des Kranzberggebietes ein. Ihm schließt sich in umgekehrter Folge nach oben die Laubwaldstufe an. Eine Erklärung findet diese Erscheinung in einer durch Heimweide bedingten Auslese, wobei durch dauernden Verbiß das Laubholz zugunsten der harzigen vom Vieh verschmähten Bergkiefernadeln fast ganz zurückgedrängt wurde. Zugleich überschauen wir hier den Talkessel von Mittenwald, dessen Bild die überhängende Wand der Viererspitze im Karwendel fast drohend beherrscht. Wer die jähfliehende Felsenflucht genauer betrachtet, wird auf ihr einen der arabischen Ziffer Vier ähnlichen Spaltenverlauf entdecken können.

Mittenwald, einst ein inmitten des Scharnitzwaldes gelegener und zur Zeit der Fugger und Welser reicher Warenumschlagsort für die Güter aus dem Süden, bietet mit seinen freskengeschmückten Hausfronten, den weitvorgezogenen steinbeschwerten Legschindeldächern der Bauernhäuser, seiner Rokokokirche und dem Geigenbaumuseum eine Fundgrube für kunstgeschichtliche und volkskundliche Betrachtungen. Die meisterhaften Wandmalereien eines Bickels (Geschenkhau Neuner) setzen die Tradition des Ortes ebenso fort, wie eine Fachschule für den Bau der Geigen.

Das hellklare Wasser der Leutasch grenzt den Markt nach Süden ab. Die von ihr angelegte Schlucht, eine der markantesten und meistbesuchten im Umkreise, jedoch nur zu Fuß erreichbar, stellt die Durchschneidung eines hoch über dem Isarboden ausstreichenden Hängetales dar. Zugleich begegnet uns hart südlich der Schlucht ein weiteres Naturdenkmal der Eiszeit. Es ist ein „unter Dach“ gebrachter Gletscherschliff, dessen Politur und feinste Schrammen fast unverletzt erhalten blieben. Die Wirkung des strömenden Eises hebt sich an der Westflanke des Karwendel in weichgeschwungenen und rundlich zugeformten Felsoberflächen aufs deutlichste heraus (Brunnensteinkopf am Karwendelrand).

Wir nähern uns jetzt endgültig der Grenze. So manches ist uns auf dieser viel und rasch befahrenen Strecke begegnet. Seien wir uns jedoch stets dessen bewußt, daß es nicht darauf ankommt, Viel und Vieles nur willkürlich zu sehen, sondern daß nur das zu einem dauernden fruchtbaren Besitz in uns wird, was wir mit Überlegung und Gemüt von all den vielen Besonderheiten und Schönheiten unserer Heimat aufzunehmen bereit sind.

Das südwestoberbayrische Giebelbundwerk

von Dipl.-Ing. Wilhelm Neu

Das Erscheinungsbild des alten Bauernhauses in Südwest-Oberbayern wird, wie überall, durch gewisse typische Eigenarten bestimmt. Kein Bauteil zeichnet sich aber — zimmermannstechnisch gesehen — durch größere Schmuckfreudigkeit aus, als das vordere Giebelfeld. Der Hausforscher spricht hier von einem Bundwerk; dabei handelt es sich nicht um einen volkstümlichen, sondern um einen rein technischen Begriff, der sich nur auf diese besondere Art einer Wandkonstruktion bezieht. Kennzeichnend für eine Bundwerkwand ist ein „abgebundenes“ Riegel- und Strebenwerk, das in unserem Gebiet immer *mit* einer Verschalung auftritt.¹⁾ Die Schalbretter liegen unmittelbar hinter den verbindenden Teilen und sind in Nuten an den tragenden Teilen eingeschoben. So entsteht also eine geschlossene Wand, die ihre Konstruktions- und Verbindungshölzer sichtbar läßt.

Wir unterscheiden traufseitiges und giebelseitiges Bundwerk. Ersteres ist noch weiter verbreitet und hat seine schönsten Beispiele in den Stadelbauten im östlichen Oberbayern, in den Landkreisen Rosenheim-Ost, Traunstein, Laufen. Im übrigen kommt es im gesamten Flachdachgebiet Oberbayerns und des östlichen Niederbayerns bis zur Donau vor, ebenso in wesentlich einfacherer Form in großen Teilen Mittelschwabens und des Ostallgäus.

Das Giebelbundwerk ist vor allem im Tiroler Inntal bis Schwaz, in dessen südlichen Seitentälern und im Leutaschtal überall anzutreffen. Das Verbreitungsgebiet im südwestlichen Oberbayern wird gegen Osten — gleichlaufend



Abb. 1 Garmisch, Zugspitzstraße 21 — 21 a — 23; erbaut 1687

Abb. 2 Garmisch, Zugspitzstraße 21 — 21 a — 23 (Ost-Ansicht)





Abb. 3 Garmisch, Zugspitzstraße 3; Teilansicht des Ziergiebels, erbaut Ende des 17. Jahrhunderts

Abb. 4 Obergrainau, Zugspitzstraße 5 zum Franzen (Südseite); erbaut 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts





Herrgottswinkel im Mesnerhaus des Martin Klöck in Garmisch



Wandkästchen von 1659 mit Hostienbehälter (unten) in der Wohnstube
des Mesners Martin Klöck in Garmisch

etwa mit einer deutlichen Dialektgrenze — durch die Linie Mittenwald—Walgau—Großweil—Habach—Iffeldorf—Bernried abgegrenzt; die Hauptgrenze gegen Norden bilden die Orte Weilheim — Haid — Apfeldorf. Nördliche Ausläufer finden sich — verhältnismäßig zahlreich — in Dießen und sogar in Utting am Ammersee.²⁾ Auch aus St. Georgen und St. Ottilien bei Rott sind zwei weitere, inzwischen abgegangene Beispiele bekannt. Die Westgrenze wird durch den Lech bis hinauf nach Füssen vorgezeichnet, Hohenfurch und Schwabniederhofen, jenseits des Flusses gelegen, bilden eine Ausnahme. Auffallend ist das Auftreten von Ziergiebeln in verschiedenen Orten der Gemeinde Pfronten, ja sogar in Bayerstetten, Gde. Nesselwang.

Mit ganz wenigen Ausnahmen finden wir es auf dem Haus des Werdenfelser Landes selbst und zwar auf etwa 95% aller Altbauten. Allein diese Tatsache deutet darauf hin, daß das Giebelbundwerk unseres Gebietes eine aus Tirol überkommene Zierform darstellt. Es ist demnach kein Zufall, daß wir gerade in Mittenwald die im Durchschnitt ältesten und im Detail den Tiroler Beispielen am nächsten kommenden Giebel antreffen!

Über die Konstruktion wurde schon kurz berichtet. Wir stellen uns einen Binder mit Rafen (den Sparren des alten Legschindeldaches) einer First- und zwei Beifirstsäulen, dem dazugehörigen Tram (Dachbalken) und den Bändern als Verbindungshölzer längs und quer zur Firstrichtung vor und wir haben bereits die Ausgangsform, die für sich schon als Giebelbundwerk vorkommt. Statisch genügt sie auch vollkommen. Dieser Giebelbinder wird nun bewußt auf Sicht ausgebaut und macht damit die Giebelseite eines Hauses zur Schauseite, er wird also zum Ziergiebel, oder wie der heimische Ausdruck lautet, zum Zierbund. Die freien Stellen werden in wohlabgewogener, symmetrischer Anordnung durch Bänder, die „Bundbandlen“ ausgefüllt. Hier ist der spielerischen Freude des Zimmermanns kaum eine Grenze gesetzt.

Die Bundbandlen sind ca. 8—12 cm breit und 6—9 cm stark und werden schwalbenschwanzförmig, häufiger noch geißfußförmig an die tragenden Hölzer angeblattet und mit Holznägeln gegen das Herausfallen gesichert. Sie sind hauptsächlich auf Zug beansprucht und beißen sich also beim Schwinden des Holzes nur noch fester ein.

Durch den Spannriegel (der am Lechrain „Bretten“, im Werdenfelser Land „Bundkehlbalken“ heißt) wird das Giebelfeld in zwei horizontale Zonen unterteilt. Die Firstsäule („Firschtsailn“) trennt es in zwei gleiche Hälften; diese werden durch die Beifirstsäulen je noch einmal vertikal abgeteilt.

Es gibt so viele verschiedene Figurationen des Giebelbundwerks, daß man sie in diesem Rahmen nicht einzeln aufzählen kann. Sie sind vom Alter des Objekts, von der Landschaft und natürlich auch von der Eigenheit des Zimmermanns abhängig. Aus dem anfänglichen Gewirr von Bändern, Bügen, Säulen und Riegeln suchen wir uns zunächst den Mittelknoten heraus. Seine häufigste Form ist die „Doppelschere“, vergleichbar mit dem „Mann“ oder

„Wilden Mann“ des fränkischen oder alemannischen Fachwerks. Sehr oft kommt auch eine abgestrebte Firstsäule oder der Kreuzbund, ein Andreaskreuz über der Firstsäule vor. Aus diesen drei Formen sind alle anderen Mittelknoten entwickelt.

Die beiden Nebenknoten an den Beifirstsäulen sind ähnlich gebildet, z. B. mit Schere außen oder innen, Kreuzband, Doppelschere, Diagonalband, außen oder innen abgestrebte Beifirstsäule usw.

Zwischen den Säulen werden die Felder mit Andreaskreuzen ausgefüllt, die entweder über beide Horizontalzonen greifen (in gedrängter Anordnung als „Rautengitter“ bezeichnet), oder häufig nur auf die untere Zone beschränkt bleiben. Neben den Andreaskreuzen finden sich besonders in Garmisch, Grainau und im Gebiet zwischen Steingaden und Peiting frei in die Giebelfläche ragende Bänder, die nur an ihrem Fußpunkt angeblattet sind. Es würde an dieser Stelle zu weit führen, sämtliche Eigenarten zu nennen. Ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal hebt jedoch die Beispiele der Landkreise Schongau und Füssen von denen des Werdenfelser Landes und des Weilheimer Gebietes ab. Der Unterschied besteht darin, daß bei den Giebeln vor allem am Oberen Lechrain die Zierbänder in Gruppen zusammengefaßt auf die Zwischenfelder verteilt werden. Eine „Gruppe“ setzt sich aus einem Andreaskreuz zusammen, das V-förmig unten und oben von kurzen Bändern überblattet wird. Dieser Form begegnen wir bereits in Schöffau; sie tritt erst um 1780 auf. Bei mehreren, nach 1800 zu datierenden Giebeln zwischen Füssen und Trauchgau bleiben die Bändergruppen nur auf die Zone unterhalb des Bundkehlbalkens beschränkt. Als Besonderheit im Westen des Gebietes läßt sich auch anführen, daß sich an Stelle der Firstsäule ein Türgerüst im Giebelfeld befindet. Diese „Bundwerkttür“, wie man sie nennen könnte, dürfte sich weniger von den Aufzugsöffnungen an städtischen Bürgerhäusern herleiten, sondern hängt eher mit der Anordnung einer Hochlaube zusammen, die im Gebiet noch häufig ist (z. B. in Ohlstadt, Bad Kohlgrub, Mitterkirnberg, Illach, Schwangau), aber nicht immer ausgeführt wurde. In der Umgebung von Steingaden tritt auch eine wesentlich ältere Art des Giebelbundeswerks in eigenwilliger Figuration auf, manchmal wird dabei die obere Zone durch eine vorgehängte Verschalung („Schürze“) verdeckt (vgl. Schwarzenbach, Urspring).

Ein deutliches Erkennungszeichen für die Werdenfelser Ziergiebel sind einzelne Bänder, die in Firstrichtung in etwa 45° schräg abwärts weisen. Sie werden entweder einzeln, meist aber doppelt oder — dreifach an die First- und Beifirstsäulen geblattet; ihr freies Ende zeigt immer ein hübsches Profil: am häufigsten sind züngelnde oder einfache Drachenköpfe, dann Herzblatt, Doppelzwiebel, Blumenkelch, Vogelkopf, Greifkopf (vor allem in Garmisch und Grainau), endlich die menschliche Hand mit weisendem Finger, als Faust, Feige oder ein Kreuz haltend (Mittenwald, Krün), also meist volkskundliche Embleme.

Der „Vorbund“ ist ebenfalls ein typisches Merkmal für das Giebelbundwerk des Kerngebietes (Abb. 3). Er ist ein Tiroler Motiv und kommt mit wenigen Ausnahmen nur in den Gebirgstälern vor, dabei auffallenderweise nicht in Garmisch und Grainau! Nördliche Ausläufer wurden in Großweil, Habach und Hechendorf registriert. Der Vorbund ist ein unter dem weit ausladenden Vordach hängendes Luftgespärre, gebildet aus Spannriegel (Vorbund-Kehlbalken), Flugsparrenpaar und eingezapfter Mittelsäule. Die Unterseite des Querbalkens ist kräftig profiliert; auf ihm ist häufig eine Bauinschrift (Jahrzahl, Bauherr, Zimmermeister) angebracht. Er ist durch schräg abwärts weisende Bänder und — je nach Größe — durch zwei kurze Andreaskreuze belebt.

An allen reicher durchgebildeten Beispielen beobachten wir neben der Profilierung der Bänder, Büge und Balkenköpfe Reste einer einstigen Bemalung. Sie ist heute — nach Jahrhunderten — besonders im unteren Teil des Giebels sehr verblaßt und z. T. nur noch in den Konturen als Farbkrusten sichtbar.

Die Untersuchung aus der Nähe eines der schönsten Giebel des Werdenfeller Landes (Krün, Hs.Nr. 4, „beim Hanslbauer“) hat aber bewiesen, daß ursprünglich die Bemalung mit leuchtenden Kaseinfarben (meist rot-schwarz, auch mit weiß, seltener goldgelb) in reichen Ornamenten das Giebelfeld überzog, so daß die Architekturstücke in den Hintergrund gerückt wurde. Erst heute, nachdem die Farben durch die Witterungseinflüsse fast unsichtbar geworden sind, tritt die plastische Wirkung der Bundbänder hervor. Ein ähnlich reich bemalter Ziergiebel befindet sich in Walgau auf dem Haus Nr. 4, „beim Hansenbauer“. Er stammt aus dem Jahre 1783 und ist durch das oben erwähnte, ca. 90 Jahre ältere Vorbild in Krün beeinflusst.³⁾ Beide Beispiele sind Zeugen bester heimischer Volkskunst am Bauernhaus, deren prachtvolle Wirkung im ursprünglichen Zustand man sich heute noch vorstellen kann.

Sehr oft ist die gefaste Unterkante des Kranzbalkens allein ornamental bemalt; hier finden wir die Laufende Ranke, das Zopfband, das Dreiecksband, den „Laufenden Hund“, das Wellenband, den „Wolfszahn“ und andere. Die Verschalung hinter dem Bundwerk ist meistens mit hübschen ausgesägten Lichtöffnungen versehen, die manchmal farbig umrahmt sind und religiöse oder volkskundliche Zeichen, oder Zimmermannswerkzeuge darstellen. Figürliche oder ornamentale Malereien auf den Schalbrettern kommen seltener vor.

Von großer Wichtigkeit in der Bauernhausforschung sind in jedem Fall die datierten Objekte. Bei genauer Beobachtung lassen sich die undatierten Beispiele durch Vergleich mit den datierten — die rund 20% der Gesamtzahl ausmachen — zeitlich ungefähr einordnen. Viele Jahreszahlen sind allerdings wegen der Höhe über dem Boden und der fortgeschrittenen Verwitterung überhaupt nicht mehr lesbar.

Eine Jahrzahl im Bundwerkgiebel ist keinesfalls immer identisch mit dem Baujahr des ganzen Hauses. Häufig — gerade in Garmisch — ist das

Haus älter, oft ist es aber auch wesentlich jünger, meist dann, wenn der Wohnteil bereits massiv erneuert wurde.

Im Vergleich mit dem Süd-Ostoberbayerischen Bundwerk läßt sich sagen, daß dort die Blütezeit erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts beginnt und bis um 1860 reicht, während die Zeit unserer Giebel um 1800 schon abläuft und nur im Gebiet nordostwärts Füssen in einer typischen Form bis gegen 1815 fortlebt. Dies ist zugleich der Beginn der „Neuzeit“ im bäuerlichen Hausbau, wo sich selbst in reinen Flachdachgebieten steilere Giebel aus praktischen Gründen durchsetzen und das Holz durch den Ziegel ersetzt wird.

Wir haben schon erwähnt, daß der Bundwerkgiebel von Süden her aus Tirol übernommen wurde. Die Behauptung, daß dies in unserem Gebiet erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts geschehen sei, kann zwar nicht bewiesen werden, — es ist aber auffällig, daß sich nicht *ein* Ziergiebel aus dem 16. und der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts erhalten hat! Aus Tirol sind dem Verf. dagegen aus der Umgebung von Telfs im Inntal mehrere Beispiele des frühen 17. Jahrhunderts bekannt. Wir kennen sogar zwei sehr alte Vorläufer des eigentlichen Zierbundwerks aus den Jahren 1565 bzw. 1585 (Telfs und Leutasch-Gasse), bei denen die Firstsäule vor der Verschalung durch zwei kräftige Fußbänder abgestrebt ist und deren Vorbund in gleicher Weise ausgebildet wurde. Weitere Beispiele aus Tirol, die wesentlich älter sind als unsere frühesten Giebel, dürften sich noch beliebig anführen lassen.

Die ältesten und am reichsten verzierten Giebel finden sich naturgemäß im Kerngebiet, also in den Tälern des Werdenfelser Landes. Die früheste Datierung wurde in Farchant (Heubergweg 1) mit der Jahrzahl 1651 festgestellt.⁴⁾ Es folgen: Partenkirchen, Sonnenbergstraße 4, von 1658; Mittenwald, Obermarkt 34/36, 38/40, 62/64 (alle drei Giebel von 1671); Mittenwald, Hochstr. 14/16, von 1688. Der schönste Garmischer Ziergiebel befindet sich auf dem Haus Kreuzstraße 21a/23 aus dem Jahr 1687. Der Hof ist in seiner Gesamterscheinung außerordentlich bemerkenswert, sogar die Ansichtskartenindustrie hat ihn nicht übersehen! Wohl von gleicher Hand stammt der ähnlich gute Ziergiebel des Hauses Zugspitzstraße 3. Als hervorragende Beispiele des 18. Jahrhunderts seien genannt: Mittenwald, Untermarkt 6—10, von 1721; Garmisch, Bankgasse („Goldener Engel“), von 1735; Partenkirchen, Sonnenbergstraße 6 (nach 1700); Garmisch, Fürstenstraße 24, von 1765; Obergrainau, Neuneralmweg 3 (2. Hälfte 18. Jahrhundert); und Ohlstadt, Nr. 74, von 1779. Dazu kommen die oben erwähnten Objekte aus Krün und Walgau; die Reihe ließe sich noch weiter fortsetzen.

Auch im Voralpenland haben sich, wenn auch nur noch vereinzelt, prachtvolle Bundwerkgiebel erhalten. Im Landkreis Weilheim sind zu nennen: Bernried, Nr. 21, von 1685; Hechendorf (nördl. Ortsausgang), von 1700; Kalkofen, Gde. Schöffau („beim Nazibauer“), 2. Hälfte 18. Jahrhundert; und Großweil, Nr. 1, von 178 (letzte Zahl verdeckt). Im Landkreis Schongau

zählen zu den besten die Giebel in Bayeroien (ehem. Salzstadel) von 1697; Schwarzenbach, Gde. Steingaden, Nr. 2 (Anfang 18. Jahrhundert); Musselmühle, Gde. Wildsteig (2. Hälfte 18. Jahrhundert); Rudersau, Gde. Rottenbuch, Nr. 39 (2. Hälfte 18. Jahrhundert); Staltannen, Gde. Steingaden, Nr. 2, und Mitterkirnberg, Gde. Böbing, Nr. 69 (beide um 1780); und endlich Ramsau, Gde. Peiting, „beim Baur“, von 1792.

Der älteste Giebel des Füssener Gebietes gehört zum Haus Nr. 70 in Bayerniederhofen und stammt aus dem Jahre 1681. Schöne Beispiele der typischen Spätform befinden sich u. a. in Buching (Nr. 24 und Nr. 34) und in Unterreithen, Gde. Trauchgau (Nr. 11 und Nr. 12).

In fünf Fällen konnte der Zimmermeister aus der Bauinschrift festgestellt werden, nämlich in Walgau (Nr. 5, von 1681?): Hans Rieger; in Großweil (Nr. 1, von 178.): Johann Stückl von Ohlstadt; in Obergrainau (Waxensteinstraße 28, von 1779): Korbinian Dotsch; in Unterreithen, Gde. Trauchgau (Nr. 12, von 1805): Joseph Anton Christa von Langau; und in Oberreithen, Gde. Trauchgau (Nr. 4, von 1814): Michael Lang von . . . (nicht mehr zu lesen).

Abschließend ist vielleicht ein Überblick über den derzeitigen Bestand an Bundwerkgiebeln in den südwestoberbayerischen Landkreisen von Interesse. Es ist verständlich, daß der eigentliche Hauskörper weit mehr von modernen Veränderungen erfaßt wird als der Dachstuhl und damit das Giebelbundwerk. Erfreulicherweise haben sich deshalb noch rund 280 Beispiele im genannten Gebiet erhalten, davon allein drei Viertel im Landkreis Garmisch-Partenkirchen. Hauptverbreitungsorte sind hier Garmisch mit ca. 65, Mittenwald mit 46, Oberammergau mit 18, Obergrainau mit 17 und Untergrainau mit 16 Giebeln (nach dem Stand von 1957).

Im Landkreis Schongau zählen wir gegenwärtig rund 35, im Kreis Weilheim rund 30 und im Landkreis Landsberg 5 Ziergiebel. Im Gebiet nordostwärts Füssen und in der Gemeinde Pfronten ergab die Inventarisierung 1959 einen Bestand von immerhin 33 Häusern mit Giebelbundwerk! Sie sind in der Gesamtzahl nicht enthalten, gehören aber nach Aufbau und Zierformen zum südwestoberbayerischen Typ.

Der Kenner und Freund des Bauernhauses unserer engeren Heimat wird immer wieder entzückt und begeistert sein über die unerschöpfliche Phantasie, mit der die alten Zimmerleute das Bundwerk ausgestaltet haben. Es ist der Ausdruck des künstlerischen Gefühls einfacher Handwerker im Umgang mit dem uralten Baustoff Holz und es gehört zur südwestoberbayerischen Landschaft, wie die weltberühmten Zeugen barocker Kirchenbaukunst, wie die Fassadenmalereien eines Zwinck und Karner, und wie der ausdrucksvolle Dialekt und die Freude am echten Volkslied seiner Bewohner.

Vom Hauswesen unserer Alten

*Eine Auswahl von Inventarverzeichnissen aus dem Stadtarchiv Weilheim
von Willi Mauthe*

Außer Tagebüchern, Familienchroniken und Ähnlichem gibt es kaum eine bessere Gelegenheit, in das Privatleben und in die häuslichen Verhältnisse unserer Vorfahren zu schauen als die uns noch erhaltenen Inventarien mit ihrem Hausrat, ihren Gegenständen, die manchmal auf persönliche Ambitionen schließen lassen und uns nicht selten ein recht gutes Porträt des einstigen Inhabers hinterlassen haben. Die Volkskunde, die Lokalgeschichte, ja sogar die Kunstgeschichte können daraus profitieren. Aus diesen Erwägungen sei hier eine Auswahl der im Stadtarchiv Weilheim von 1671 bis 1707 aufbewahrten Inventarverzeichnisse geboten. Es handelt sich dabei um 146 Haushaltsbeschreibungen, aus denen wir hier 1 Goldschmied und Gastgeber, 1 Kramer, 1 Bildhauer, 1 Mesner, 1 Maler, 1 Apotheker, 1 Schulmeister und Organisten und 1 Maurermeister vorstellen. Zum Teil handelt es sich um einige in der Kunstgeschichte Weilheims nicht unbekannt Namen.

Ein ob seiner Aufwendigkeit interessanter und ob seines Reichtums nennenswerter Mann war der Goldschmied Matthias Schmidt, Sohn des 1594 aus Landsberg zugewanderten Goldschmieds Philipp Schmidt. In verschiedenen Ratsprotokollen wird er Mitte des 17. Jahrhunderts auch als Goldschmied und Gastgeber bezeichnet. Die Familie Schmidt, aus der er stammt, stellt eine wahre Auslese bedeutender Leute in Altweilheim dar. Unter den Geschwistern des Matthias sind hervorzuheben: Tobias Schmidt, später Bildhauer in Freising (siehe auch Sigmund Benker: Philipp Dirr), dann ein Bruder Johannes, der ebenfalls Goldschmied war, ferner Albert (er nennt sich später Faber), Dekan des Stiftes Habach und dann von 1645 bis 1652 Stadtpfarrer in Weilheim. Genannt werden noch ein Bierbrauer Philipp und ein Student Andreas.

Unser Matthias Schmidt hatte den väterlichen Besitz übernommen und besaß in Weilheim zwei Häuser, eines bei der Kornschranne und ein anderes in der Schmiedstraße. (Diese ist jedoch nicht nach dieser Familie benannt.) Dazu bewirtschaftete er ein ihm von Unserer lieben Frauen freistiftweise überlassenes Anwesen. An Grundstücken werden in etwa angeführt: 8 Tagwerk Anger und Garten, 24 Tagwerk Acker, 21 Tagwerk Wiesen und zwei Weingütl in Tirol, die er laut Brief vom 12. November 1657 vom Hofjuwelier Arnold Schandernell (?) in Innsbruck gekauft hatte. Matthias besaß in seinen Häusern wohl das reichste Inventar aller Bürger. Man spürt den aufwendigen Herrn schon „im unteren Stibl“, wo zu allererst 3 vergoldete Salzbüchl, 28 silberne Löffel, 38 silberbeschlagene Löffel, 1 Tisch mit einem Steinplatt, darauf ein hilzernes Kreuzifix, aufgezählt werden. Es ist hier nicht möglich, die viele Seiten umfassende Aufstellung ganz zu geben. Wenn jedoch in einer anderen Stube 4 geländerte Stühl genannt werden, könnte

dies schon für seine Ausnahmestellung in der Stadt zeugen. Ein Blick in „die obere Stube“ zeigt dort allein 23 gemalene Täferln, ein Blick in die Ställe: 15 Rösser, 16 Jungrinder, 20 Melkkühe, 2 Geißböcke.

Eine wahre Schatzkammer tut sich in einem Nachtrag auf, in dem es heißt: „In seinem Laden zu Bozen in einer großen Truchen“! Hierzu muß man wissen, daß er dort also einen Laden mit Goldschmiedewaren hatte und auch seine Frau, eine geborene Dorothea Zallinger aus der schönen Stadt an der Etsch stammte. Zuerst werden in dieser Truchen in 27 Positionen folgende Schätze vorgestellt: 3 große silberne Kruzifixe, 1 silbernes Rauchfaß, 1 Monstranz zum Vergulden, 2 hochvergulte Trinkschalen, silberne Leuchter, goldene Becher usw. In einem anderen Truchel befinden sich (49 Positionen!) 1 Ziborium, 7 Kelche, silberne Zahnstierer (auch von einem Benediktbeurer Abt wird im 16. Jahrhundert berichtet, daß er einen verguldeten Zahnstierer benutzte), ferner Agnus Dei, 1 Jungfrau, Armbänder mit Perlen, Rubin-kreuze, ferner in einem besonderen Futteral eine Menge von Edelsteinen: Türkisen, Diamanten, Granaten, Smaragden in Hülle und Fülle. Wahrhaftig ein märchenhafter Reichtum!

Dem nicht genug! Unser Matthias hatte auch gar vornehme Schuldner. In „Schulden herein“ (also Guthaben) heißt es: „Erstlich bei Ihrer Durchl. Erzherzog Ferdinand etc. zu Innsbruck um dargebene Silberwaren 4000 Gulden, allein sind schwerlich einzubringen und dabei zu wissen, daß nachdem Herr Schmidt an viel und unterschiedlichen Orten ein namhaftes Stückgeld verspendiert, er sich endlich anerbaten, wenn man ihm die Hälfte gleich bar bezahle, er damit vergnügt sein wolle!“ Aber gleich darauf erscheint der Herzog nocheinmal mit einer Schuld von 4000 Gulden! Dem noch nicht genug. Seitenweise werden die anderen Schuldnern zum Teil mit hunderten von Gulden und darüber angeführt!

Aus dem Inventurverzeichnis des Kramers Bernhard Fils vom 20. März 1681 erkennt man andererseits wieder die Bedürfnisse jener Zeit und man lernt ungemain viel aus dem Privatleben der Damaligen. In seinem Laden, den Kellern, Gängen usw. stehen (in Auswahl) zwei kupferne Kessel, darin 2 Zentner Baumöl, ein kupferner Kessel mit etwa 3 Zentner Leinöl, sieben Haut preußisch Leder, 10 Stück Salzburger Borten, 7 Augsburger Binder, Spitzen und Borten, 2 Dutzend Bozener Strümpf, 12 Karton Rauschgold, 75 seidene Taftbänder, 90 Stück allerlei Taftbänder, 12 Laden, darin allerlei verzinnte Nägel, 4 Buch gefärbtes Papier, 10 Dutzend Basler Strümpf, 22 Stück gefärbte Leinwand, 3 Dutzend Käppelen, 3 Teppiche, 3 Dutzend weiß und rote Kinderstrümpf, 52 Zuckerhüt, 50 Spezereyzucker, 2 Laden mit Pinseln, 1 lange Flinte, 1 Fäßl Tabak, ein Kistl Waldglas, 12 Dutzend Kämme, 8 Zentner Blei, 10 Dutzend Bürsten, 1 Fäßl Anis, 2 Fäßl Mandeln, 1 Faß Franzosenholz, 1 Fäßl Mausgift, 1 halb Zentner Stockfisch, 3 Faß Fischesmalz, 5 Paar Stiefel usw. Die Auswahl war also für die Weilheimer keineswegs gering!

Gar ärmlich mutet uns dagegen das Verzeichnis des Bildhauers David Degler vom 29. Mai 1682 an. In seiner Wohnstatt und Behausung in der Pöltnerstraße findet man in der Wohnstube lediglich einen Tisch mit einer Schublade, einen Sesselstuhl, 3 Bettstellen. Solch Hausen und Schlafen in ein und demselben Raum muß gar armselig gewesen sein! 1 Kasten, worinnen unterschiedliches Kräftlwerk (solche Krustkästen findet man in allen Hauswesen und es dürfte heute noch nicht viel anders sein). 5 gemalene Tafeln, Stühle, Krüge und dergleichen, die Küche führt nur 7 Einzelposten an. In der Kammer daneben gibt es ebensowenig zu sehen, ein paar Kleider, Hemden und nur 1 Paar Strümpfe! Vorhanden ist ferner eine Witwe und 6 (Gott sei Dank möchte man sagen) versorgte Kinder. Weils gar so ärmlich zugeht bei unserem David, hat die Stadt auch von Berechnung von Inventurkosten verzichtet.

Beim Mesner Hans Sterr in der Hofgasse findet man nicht viel mehr. Am 16. März 1684 hat man seine Habseligkeiten aufgezeichnet, worunter lediglich neben den 2 gemalten Tafeln zwei alte Altäre auffallen. Küche und Kammer sind ebensowenig ergiebig und an Silbergeschmeid, das immer extra aufgeführt wird, wird nur 1 Halskettlein genannt. An Schulden hat er beim Goldschmied Othmar Kipfinger aber 30 Gulden. Auch ihm wird für die Inventur nichts berechnet.

Anders ist es jetzt beim Maler und Bürgermeister Franz Koch in der Pöltnerstraße. Er stammte aus Münsing bei Wolftratshausen, hatte in Weilheim gelernt und dann unter Elias Greither gearbeitet und war durch Empfehlung des Propstes von Beuerberg nach Weilheim in den 1640er Jahren gekommen. Er wohnte am sogenannten Riß beim Pöltnertor. Eine glückliche Fügung brachte es mit sich, daß wir in einem alten Motivbild aus dem dreißigjährigen Kriege das Bild seines Hauses besitzen. Koch zählte nicht gerade zu den ersten Weilheimer Künstlern, aber seine Kunst war eine gute solide Hauskunst. In Andechs, Beuerberg, Uffing, Holzhausen und in Grasla bei Oderding, um nur einiges zu nennen, werden verschiedene Werke von ihm genannt und noch aufbewahrt. Koch hatte ein großes Haus. Das sieht man nicht nur auf dem Bild, sondern auch aus den angeführten Räumen in der Inventur. Im Kloster Wessobrunn hatte er einen Sohn und bei den Franziskanerinnen in Reutberg eine Tochter.

Kochs Inventarverzeichnis stammt vom 16. Juni 1693. Gerade in seinem Hause erkennt man, welche große Rolle das Zinn in den damaligen Hauswesen gespielt hat. In seiner Stube sind allein 22 zinnbeschlagene Krüge genannt. 10 allerlei Täferl verraten uns den Maler. In einem seiner Stüberl werden uns auch die Heiligen genannt, die sie darstellen: Josef, Jesus, Maria, Anna, Barbara, Katherina, etwa gerade die Namen, die man auch als Taufnamen findet. Zurück aber zur Stube, wo man eine Regula Vitae Buch findet, etliche Betbüchel, 2 Contrafetbilder, 2 Kruzifixe, auch ein Christkindl und 3 der beliebten Glaskugeln.

In der Kammer gibt es außer dem üblichen Mobiliar ein Gestell, worauf ein Altärl und in den 5 Schubladen dieses Gestells unten allerlei Kupferstich, wie es zur Malerei gehörig, oberhalb dagegen unterschiedliche Skripturen, dann nochmals ein Altärl, sonst noch 4 Gehstecken (wem fielen da die weiten Arbeitswege der damaligen Zeit nicht ein?), wiederum 2 Kreuze, 3 Laternen (weil man ja bei Nachts ohne eine solche nicht über die Straße durfte!). Dann kommt ein Kasten mit Wäsche, daneben steht noch ein Gestell mit geistlicher Verehrung und darin allerlei Arznei und Medizin, aber auch zur Malerei gehörige Farben. Im Stibel von der Kammer hinein hängt ein geschnittenes Bild mit 4 Figuren und nochmals 12 gemalene Tafeln.

Im Flöz stand ein Kasten mit Viktualien, ein Kasten worinnen, nichts als alte Brief, dazu unterschiedliche Rahmen und Bänke, so zur Malerei gehörig. Daß man auch hier das überall vorhandene Nudelschleiferl findet, ist vor auszusehen. Dann kommt eine Art Rumpelkammer, wo eine große Speis- truhe, allerlei Sessel, ein steinerner runder Tisch, ein Gestell, worin 6 Sauer- brunflaschen, 1 großes Buch und, was uns den Weg der damaligen Fron- leichnamsprozession verrät, 1 Altärl zum Fest corporis Christi. In dieser Kammer gab es nun wieder eine Menge Malereien, gemalte Fahnenblätter und Thesentaferl. Und nochmals tut sich ein Kämmerl mit derartigen Dingen auf: 2 Jesus- und Maria-Bilder, 1 Stephanstafel, 1 St. Josef, 3 gemalte Köpfe auf einem Blatt, wieder eine Contrafetttafel, 8 kleine Tafeln, dann unter- schiedliches Werkzeug, 1 Ölhafen, 5 Reibstein, 2 Reib- und Schraubbänke.

Weil das ganze Handwerkszeug so verstreut im Hause untergebracht war, sieht es aus, als habe der Maler in seinen alten Tagen nicht mehr viel gemalt. Keine Weilheimer Handwerker- oder Künstlergestalt ist uns so rundum sichtbar wie der Maler Franz Koch. Auch seine Schuldenverhältnisse geben wertvolle Einblicke in das Leben des Malers und seiner Familie.

Auch das Hauswesen des Apothekers Ignaz Prezensteiner, der aus München zugezogen war und der in der Schmiedgassen wohnte, verrät eine gut bürgerliche Note. So findet man in seinem Wohnzimmer nicht nur einen grün angestrichenen Tisch, 12 gemalte Tafeln, 1 geschnitztes Altöttinger Bild, 1 dergleichen Kreuz, natürlich wieder viel Zinn, 2 Meolikaschüsseln (Majolika) und vor allem 18 Tischtücher und 24 Tischservietten. Im Flöz steht ein Reistäscherl aber auch ein grüner Kasten mit Weinbeerl, Mandeln und dergleichen Sach. An Bargeld ist nichts vorhanden!

Ein Idyll von reizvoller Art tut sich mit der Türe zur Wohnung des Schulmeisters und Organisten Mathäus Biber auf. Das Inventar ist denkbar einfach und keineswegs reichhaltig. Außer dem üblichen Geschirr aus Zinn fällt ein Tisch mit einem „Töbich“ auf, 4 gemalene Tafeln und Kupferstich verzieren die Wohnstube. Aber es gibt 1 Schreibpult und von den musi- kalischen Ambitionen des Schulmeisters erzählen 1 Clavicord, 1 altes (nicht näher bezeichnetes) Instrument, 1 Hackprötl (!), 1 Geigen und „6 musi- kalische Schlagpiecher, auch einige lateinische Biecher“! Und von der etwas

feineren Art des Haushalts zeugen 6 Tischtücher und 10 Mannshemeter, dazu 6 Halstücher und da er einen neuen sauberen „tuchernen Prautrock“ mit silbernen Knöpfen besitzt, scheint er noch nicht lange ans Sterben gedacht zu haben. Und es ist vielleicht von Reiz, ihn in seinem „plauen tücher- neren Mantel“ durch das winterlichweiße Weilheim gehen zu sehen! An Schulden herein gabs nicht viel: „Außer von denen armen Leuten etwelche Schulgelder — Nihil! Aber auch an Schulden hinaus ist nur vermerkt, was den Apotheker und Totenfall betrifft, ansunsten wiederum Nihil. Mit Pargeld ist es auch so: „Wenn man vom Totenfall, Medizinkosten abzieht verbleibt Nihil.“ Sein Vermögen wird auf 200 Gulden ästimiert. Aber es kommt noch ein Vermögen dazu und das muß uns zu denken geben: Daß es heißt: „Zu obigem Vermögen sind vorhanden 1 Kind namens Maria Thersia drei- viertel Jahre alt, dann die Hinterlassene Witib mit schwangerem Leib, so hat man denn auch die Inventurkosten nur mit 4 Gulden und 40 Kreuzern bemessen.“

Zum Schluß betreten wir noch das Haus des schlichten Maurermeisters Kaspar Feichtmayr, dem man sein bißchen Sach am 16. November 1704 zusammengeschrieben hat. Er, der da vom „Seele“ zu Forst bei Weilheim stammend, 1637 dort geboren worden war, mit 30 Jahren die Bernrieder Jägerstochter Maria Wagner heiratete und nach schlichten Anfängen doch noch zum Baumeister der Benediktbeurer, wohl auch der Habacher auf- rückte, 1686 das Weilheimer Spital an der Südseite der Kirche erbaute, in Antdorf, Ifeldorf, Bichel, Pähl, Seeshaupt, in Wertach im Allgäu wie in Waldsassen und weiß Gott noch wo arbeitete und der sowohl das Bernrieder wie das Weilheimer Bürgerrecht besaß. Er war auch der Lehrmeister, wie der Weilheimer Lernbrief kundtut, des bedeutenden Meisters Johann Georg Ettenhofer. Er wohnte wie so viele Handwerker, zumal Maurer und Zimmerleute, in der oberen Stadt, also außerhalb der Mauern. Was an diesem alten Oberstadler interessiert, sind aber hier nicht so sehr seine Werke als er selbst!

Im Inventurverzeichnis heißt es: „Um daß etwelche Kinder in der Fremd sich befinden!“ Das Erste, was man charakteristischer Weise findet, ist seine Behausung, Hofstatt und Garten, dann 1 bis 2 Tagwerk großes Grundstück und ein kleines Ängerl dazu. Dazu 1 Wagen, 1 Roß und 1 Kuh. Seine Haus- einrichtung mit etwas Küchengeschirr, seine „Tisch, Stiehl und Schäßflen“, wie es in einem gemeinen Haus vorhanden, wollen wir hier außeracht lassen. Er selbst soll zum Schluß vor uns hintreten. Er trägt: ein leinenes Hemd, 1 alten grauen tiechernem Rock, zur kalten Jahreszeit einen mit Fuchs gefütterten Mannspözl, liderne Bundhosen, ein rottiechernes Leibl, einen mit drucktem Tuch überzogenen Brustflöck, einen grauen tiechernem Mantel und einen schwarzen Hut. So sah er also aus, der tüchtige Maurermeister Kaspar Feichtmayr von Weilheim und Bernried. Obwohl er mancherlei Schönes geschaffen hat, scheint er kein reicher Mann geworden zu sein. An Bargeld

habe er Nihil. Dagegen 355 Gulden Schulden. Sein Gesamtvermögen wird auf 1000 Gulden geschätzt.

Das klingt jeweils wie das Lied vom braven Mann. Einfachheit, Fleiß, Anspruchslosigkeit findet man fast durchwegs. Der Reichtum lag im Herzen, ganz im Gegensatz zu unserer Zeit! Es wäre nicht falsch, wenn man heute diesen Geist der Väter, nicht ihre Werke, wie der Rembrandtdeutsche einmal sagte, nachahmen wollte.

Aus der Geschichte der Schwaige Romenthal

von Dr. Dr. Alfred Kraut

Etwa 1 km nördlich von Dießen liegt der zur Gemeinde Rieden gehörige Gutshof Romenthal, auf dessen Grund sich ein reizendes Kirchlein erhebt: St. Anna zu Romenthal, ein Werk des berühmten Rokoko-Kirchenbaumeisters Johann Michael Fischer, dem Dießen seine herrliche Klosterkirche verdankt. Wie durch ein Wunder hat es die Folgen der Säkularisation überdauert; leider konnte die so dringend notwendige Renovierung wegen Geldmangel noch immer nicht zu Ende geführt werden, und so droht diesem Bauwerk ernste Gefahr, zumal seine Mauern der ständigen Einwirkung starker Bodennässe ausgesetzt sind.

St. Anna-Kapelle und Gutshof Romenthal haben eine wechselvolle Geschichte.

Zum ersten Mal erscheint der Name im Grund- und Salbuch des Klosters Dießen aus dem Jahre 1315 in der Schreibweise „Raumtal“; spätere Bezeichnungen sind „Raumental“ (Rechnungsbuch 1496), Ramenthal (Grundbuch 1513), auch Ramethal, im 19. Jahrhundert Rommenthal.

„Raumtal“ wird mit „raum“ in Zusammenhang gebracht, das als Eigenschaftswort „geräumig“, als Zeitwort „räumen“, d. h. für Anbau „freimachen“, bedeutet. In dem einen Fall würde der Ortsname soviel wie „geräumiges Tal“ besagen, in dem anderen dagegen „freigemachtes“, d. h. entwaldetes Tal. Die Beschaffenheit der Örtlichkeit läßt beide Deutungen zu: „geräumig“ ist sowohl das ganze Tal, in dessen Grund der Ammersee liegt, als auch das unmittelbar hinter dem Gutshof sich in nord-südlicher Richtung erstreckende schmale Tal, der sog. „Anger“; andererseits ist es gerodetes Land, und heute noch reicht der Wald bis in die Nähe des Gutshofes.

„Item 3 Tagwerk ibidem habet vidua in Raumtal“ (ebenso hat dort die Witwe in Romenthal drei Tagwerk) lautet die erste, zur Zeit bekannte Erwähnung von Romenthal (1315). Das „ibidem“ (dort) bezieht sich auf eine Örtlichkeit namens „Gruober“ (wahrscheinlich der heutige Gruberberg). Wer diese Witwe war, wie sie hieß, wer außer ihr in Romenthal lebte, darüber wird nichts gesagt.

Um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts erfahren wir die ersten Namen von Bewohnern und Angaben über deren wirtschaftliche Verhältnisse. So erwähnt das Rechnungsbuch vom Jahre 1496 einen Hans Kramer von Raumenthal mit dem Zusatz: „dat 32 pf.“ (gibt 32 Pfennige), d. h. er zahlte 32 Pf. Zins an das Kloster Dießen.

Außerdem lesen wir folgende Eintragung: „Clar von raumental dat 32 pf., 1 rechtag habet, sy hat gschaft 1 Gulden dem gotshaus, tenetur plus 84 Pf. sel gerätt, ursel von raumental dat 28 pf., 2 rechtag“.

Daraus geht hervor, daß eine Frau namens Clara aus Romenthal dem Kloster Dießen 32 Pfennig Zins zahlt und während der Heuernte einen Arbeitstag (Rechtag; abgeleitet von Rechen) zu leisten hat, daß sie der Kirche einen Gulden bezahlt hat und darüber hinaus noch 84 Pf. Kosten für Totenmessen (Selgerät) schuldig ist; ferner daß eine zweite Frau namens Ursula 28 Pf. Zins zahlt und zwei Arbeitstage jährlich leisten muß.

Seit Ende des 16. Jahrhunderts kennen wir auf Grund der Geburts- und Sterbebücher der Pfarrei Dießen (ab 1585) auch die Namen der Bewohner von Romenthal. Wir erfahren, daß die Familien Kaindl und Weber dort ansässig waren (etwa 8–12 Personen). Um die Mitte des 17. Jahrhunderts taucht der Name Aumann auf.

Während des Dreißigjährigen Krieges muß auch Romenthal schwer gelitten haben. In der von P. dall'Abaco verfaßten Chronik des Klosters Dießen (S. 129) wird geschildert, wie sich die Kunde von dem Nahen des Feindes verbreitete: „... und sprengten allenthalben (die Nachricht) aus, daß der Feind sich in Bierdorf, Lachen und Rommenthal . . . befände“. Von diesem Schwedeneinfall des Jahres 1632 hat sich der Hof anscheinend nicht mehr erholen können; um 1642 wurde er, ganz heruntergewirtschaftet, für 350 Gulden von dem Augustiner-Chorherrenstift Dießen angekauft.

Auch im Spanischen Erbfolgekrieg wurde Romenthal schwer heimgesucht. Wenige Tage vor der entscheidenden Schlacht bei Höchstädt, in der Prinz Eugen von Savoyen und der englische General Marlborough über die französisch-bayerischen Truppen siegten (13. August 1704), verfiel der Gutshof abermals der Zerstörung. Die Chronik berichtet hierüber lakonisch (S. 206): „Den 2. August hat unsere Schwaige Romenthal das Unglück getroffen, durch die Mordfackel der Kaiserlichen gleichfalls in die Asche gelegt zu werden.“

Zum ersten Mal wird hier Romenthal als „Schwaige“ (so viel wie Alm) des Klosters Dießen angesprochen, zu dem bereits zwei weitere Schwaigen (Achselschwang und Thann) gehörten. Damit bildete es einen Bestandteil der klösterlichen Wirtschaft, die über einen beachtlichen Viehbestand verfügte.¹⁾ Man darf mit Sicherheit annehmen, daß dem nahegelegenen Gutshof besonderes Augenmerk gewidmet wurde und daß man mit seinem Wiederaufbau nach der Zerstörung durch die Kaiserlichen nicht säumte. Auch der Eggelsee,

ein Fischteich bei Romenthal, der laut Angabe des Chronisten schon vor 1629 ganz eingetrocknet war, wurde unter Propst Ivo Bader (1719–1728) wieder in den „ehemaligen Stand eines Weihers“ versetzt.

Daß sich die wirtschaftlichen Verhältnisse des Dießener Augustiner-Chorherrenstiftes sehr gebessert hatten, geht aus einem anderen Umstand hervor: Propst Ivo Bader konnte mit dem Bau einer neuen Kirche beginnen. Von seinem Nachfolger, Propst Herkulan Karg (1728–1755) wurde das im Entstehen begriffene Bauwerk zunächst nicht fortgeführt, denn er hatte sich ein größeres Ziel gesteckt. Er berief den damals schon sehr bekannten Architekten Johann Michael Fischer, nach dessen Plänen in den Jahren 1732–1738 die mit Recht vielbewunderte Klosterkirche entstand.

Von Propst Herkulan wird berichtet, daß er der kleinen St. Anna-Kapelle in Romenthal besondere Verehrung erwies. Es war dies ein Kapellchen, das Propst Ulrich II. Trieg im Jahre 1570 zu Ehren der Hl. Dreifaltigkeit errichten ließ. Nach etwas mehr als fünfzigjährigem Bestehen erhielt es ein Gnadenbild, eine Statue St. Anna Selbdritt, die der 1622 aufgelösten Dießener St. Anna-Bruderschaft gehört hatte.

Von dem Aussehen dieser Kapelle vermitteln uns zwei kurze Berichte aus späterer Zeit ein leider sehr unvollständiges Bild.

In einer Beschreibung der Augsburger Diözese aus dem Jahre 1756²⁾ heißt es, daß es eine Kapelle oder Bethaus mit einem der hl. Anna geweihten Altar gewesen ist (Sacellum, seu Oratorium habens unum Altare D. Annae sacrum) und daß sie alt und kümmerlich gewesen sei (Ipsum Sacellum vetustum ac humile).

P. Radhardt Mayer (aus Weilheim stammend) bestätigt diese Angaben in einer aus der Dießener Chronik übernommenen, mit Zusätzen versehenen Beschreibung der Klosterkirche und ihrer Filialen, indem er sagt: „Das alte Kirchlein, welches wir selbst noch mit Augen gesehen, war sehr klein und baufällig.“³⁾

Zu diesem Kapellchen pilgerte Propst Herkulan Karg öfters, wenn es seine durch ein langes Leiden untergrabene Gesundheit zuließ, nur von einem Knaben begleitet, und brachte dort das hl. Meßopfer dar, wie der Chronist berichtet. Er sei willens gewesen, diese Kapelle in einen besseren Zustand zu versetzen, doch habe ihn seine Krankheit daran gehindert. Deshalb habe er in den letzten Stunden seines Lebens an seinen Nachfolger die „inständige“ Bitte gerichtet, er möge das baufällige Kirchlein durch ein neues ersetzen.

Im Sinne dieses Vermächtnisses schritt Propst Berthold II. Wolff (1755 bis 1797) bereits in seinem zweiten Amtsjahr an die Errichtung eines Neubaus, der in etwas veränderter Form bis zum heutigen Tage erhalten ist.

Über das frühere Aussehen der neuen Kapelle berichtet P. Radhardt Mayer in der bereits erwähnten Beschreibung folgendes:

„Propst Bertholdus (hat) gleich in dem zweiten Jahr seiner angetretenen propstlichen Würde . . . ein schönes, sehenswertes Gotteshaus erbaut, welches mit einer aufgemalten Kuppel versehen und mit Gemälden ausgeziert ist. Der Choraltar ist von Bildhauerarbeit neu verfertigt worden, das Altarblatt stellt Mariae Opferung vor. Die Kirche ist in das Achteck gebaut, und der zwar kleine, doch wohlproportionierte Turm mit zwei Glocken versehen. Die Verehrung aber der hl. Großmutter Anna ist von dieser Zeit sehr in Abgang gekommen, weil das alte Gnadenbildnis von dem Choraltar auf die Seite gesetzt worden. Gegenüber ist die hl. Dreifaltigkeit und Mariae Krönung zu sehen. Es ist auch auf dem Choraltar eine anberührte Hand der hl. Anna zur Verehrung aufgesetzt.“

Bedauerlicherweise wird weder in dieser Beschreibung noch in anderen Quellen der Name des Baumeisters von St. Anna in Romenthal genannt. Der Umstand, daß Johann Michael Fischer mit Propst Herkulan sehr befreundet war und daß er in Unering (bei Herrsching) eine Kirche erbaute, die mit St. Anna in Romenthal viele gemeinsame Züge hat, läßt mit hoher Wahrscheinlichkeit den Schluß zu, daß diese Kapelle ein Werk des großen Rokoko-Kirchenbaumeisters ist.

Architekt Olaf Andreas Gulbransson, München, ist durch vergleichende Studien zu der Überzeugung gelangt, daß St. Anna tatsächlich von Fischer erbaut wurde. Dagegen bezweifelte Architekt Richard Steidle, Dießen, auf Grund gewisser Baumängel eine Urheberschaft dieses Baumeisters. Prälat Prof. Dr. Michael Hartig ist der Meinung, daß Propst Berthold die Kapelle durch Fischer erbauen ließ,⁴⁾ und diese Ansicht wird heute ebenfalls von anderen Kunsthistorikern vertreten.

Es besteht auch die Möglichkeit, daß der Bauplan von Fischer stammt, die Ausführung jedoch einem anderen Baumeister übertragen wurde. Dabei könnten sich die von Architekt Steidle festgestellten „Baumängel“ eingeschlichen haben. Jedenfalls wäre es sehr zu begrüßen, wenn sich jemand der Aufgabe unterziehen würde, das Problem der Urheberschaft zu klären. Ebenso wäre es notwendig, Genaueres über später vorgenommene Änderungen (Eingangstür, Empore, Emporefenster, Turm, Seitenfenster des Kuppelraums) festzustellen, um ein richtiges Bild von dem ursprünglichen Aussehen zu gewinnen.

Im Zuge der Säkularisation wurde Romenthal am 5. November 1802 beschlagnahmt und so für kurze Zeit kurfürstlich-bayerischer Besitz. Dem kurfürstlichen Fiskus war sehr daran gelegen, die ehemals kirchlichen Ländereien so rasch wie möglich in Bargeld zu verwandeln. Das geschah auch mit den Wäldern und Schwaigen des Dießener Augustiner-Chorherrenstifts.

Über die Veräußerung der Schwaige Romenthal sind wir recht genau unterrichtet. Es war nicht leicht, einen zahlungskräftigen Käufer zu finden. Die erste, für den 1. Juli 1803 angesetzte Versteigerung verlief erfolglos,

wohl deshalb, weil die Ausschreibung zu spät veröffentlicht wurde (in der „Kurbayerischen Münchner Staatszeitung“, Ausgabe Nr. 148 vom 25. Juni 1803). Gleich darauf meldeten sich drei „Kaufliebhaber“, deren Angebote jedoch unter dem Schätzwert (3150 Gulden) lagen. Erst am 5. Juli kam man zu einem Abschluß: der „Söldler“ (Kleinbauer) oder „Halbhöfler“ Stanislaus Hübl (auch Hiebl oder Hibl geschrieben) aus Raisting ersteigerte Romenthal für 3600 Gulden.

Damit war auch die St. Anna-Kapelle Privateigentum geworden.

Wie aus urkundlichen Aufzeichnungen über den Versteigerungserlös hervorgeht, war Romenthal unter den vier Schwaigen des Klosters Dießen die kleinste. Im einzelnen verteilte sich der Erlös wie folgt:

Achselschwang	12.000	Gulden
Mischenried	9.750	„
Romenthal	3.600	„
Thann	10.250	„
	<hr/>	
	35.600	Gulden

Aus dem Protokoll, das am 12. November 1802 anlässlich einer Besichtigung der Schwaige Romenthal durch den kurfürstlichen General-Landesdirektor Grafen Ludwig von Arco als „Commissarius“ aufgenommen wurde, und aus einem gleichfalls erhaltenen Inventarverzeichnis erfahren wir Einzelheiten über die damals vorhandenen Gebäude und deren Einrichtung.

Demnach bestand die Schwaige aus einem ehemaligen Bauernhof, der zur Klosterzeit einem Schwaiger zur Aufsicht anvertraut war. Die Bestellung der Felder geschah von dem Stift aus durch eigene Pferde. Das Getreide wurde zum Teil in einem kleinen „Stadel“ (= Scheune) aufbewahrt und ausgedroschen, von wo aus man es später auf den „Kasten“ (= Getreidespeicher) in Dießen brachte. Romenthal war also ein Bestandteil der Dießener Klosterwirtschaft, und da auch die Bewirtschaftung von dort aus erfolgte, genügten auf der Schwaige selbst nur wenige Arbeitskräfte.

Wohn- und Wirtschaftsräume befanden sich unter einem Dach, in dem „Wohn- und Ökonomiegebäude“, das als „höchstnötiger Reparation“ bedürftig bezeichnet wurde. Das Erdgeschoß umfaßte eine dürftig eingerichtete Gesindestube mit drei „Kreuzstöcken“ (Fenstern), eine geräumige Küche mit einem steinernen „Wassergrand“, ein heizbares Milchgewölbe mit anschließendem „Einsetzgewölblein“ (Abstellraum) und „Speisgewölblein“ mit „Speistruhe“ und „Wassergrand“. Gegenüber der Gesindestube hatten die Mägde ihre Schlafkammer. An diese stieß ein langer Hornviehstall mit vier steinernen „Barnen“ (= Futtertrögen). Das Obergeschoß enthielt nur eine unheizbare Schlafkammer mit drei kleinen „Fensterstöcken“ und eine lange „Heu- und Grummetplan“, auf der drei große absperrbare Getreidetruben standen.

Sehr gering war der Viehbestand: 17 Kühe, 4 Rinder und 3 Kälber; im Jahre 1796 hatte er 24 Kühe, 4 Kälber, 2 Ochsen und 4 Schweine betragen.

Erwähnt sei noch, daß der Wert der Gebäude einschließlich der Kapelle mit 700 Gulden bemessen wurde, die Inneneinrichtung mit 36 Gulden. So billig konnte man damals ein Werk des berühmten Kirchenbaumeisters erwerben!

Zur Schwaige gehörten rund 206 Tagwerk Grund; davon entfielen $148\frac{3}{4}$ auf Wiesen, $51\frac{1}{2}$ auf Felder und $6\frac{1}{2}$ auf den Weiher nebst „Anwand“ (= schmaler Streifen Uferland, der wohl zum Pflugwenden diente).

Nur zwei dieser Wiesen waren „zweimädig“, d. h. sie wurden im Jahr zweimal geschnitten: der „Schwaiganger“ ($11\frac{3}{4}$ Tagwerk) nördlich von dem Gutshof, und das Kirchangerl ($1\frac{1}{4}$ Tagwerk) südlich von der Kapelle. Fünf weitere „einmädige“ Wiesen (zusammen $135\frac{3}{4}$ Tagwerk) trugen die Bezeichnungen Kornwiese, Gscheibet-Wiese, Grasfleck am Kirchanger, Lange Wiese und Türken-Wiesl. Die Gscheibet-Wiese hatte ihren Namen von ihrer runden, scheibenähnlichen Gestalt, die Kornwiese war nach einem nahegelegenen Roggenfeld so benannt worden. Für Türken-Wiesl liegt keine Erklärung vor.

Entsprechend der früher üblichen Dreifelderwirtschaft war das Ackerland in drei, etwa gleich große Felder oder Felderkomplexe zu je 16–18 Tagwerk eingeteilt: das St. Alban-Feld ($18\frac{3}{4}$ Tagwerk), das Bierdorfer ($16\frac{3}{8}$ Tagwerk) und das Obere oder Oberfeld ($16\frac{3}{8}$ Tagwerk); letzteres gruppierte sich um den Weiher.

Feld- und Wiesengründe von Romenthal bildeten ein abgerundetes, beinahe kreisrundes Ganzes, in dessen Mitte der Gutshof lag. Die Zufahrt zu allen Grundstücken, mit Ausnahme der etwas abseits gelegenen, sich gegen Westen erstreckenden Langen Wiese, war gleich kurz und bequem.

Durch die Veräußerung wurde die Schwaige plötzlich aus einem größeren Wirtschaftsorganismus, der klösterlichen „Mayrschaft“, wie die Klosterwirtschaft damals hieß, herausgerissen. Diese Verselbständigung mußte notgedrungen gewisse Folgen nach sich ziehen. Vor allem war der Erwerber genötigt, Holz und Streu von dritter Seite zu kaufen, während die Klosterschwaige beides den benachbarten klösterlichen Waldungen entnehmen konnte.

Gleich bei der Versteigerung bat daher der Käufer, man möge ihm jährlich zehn Klafter Brennholz und achtzehn Fuder Laubstreu aus dem nunmehr kurfürstlichen Wald gegen einen „gnädigst bestimmten Festpreis“ abgeben, sonst könne er sich und seine Familie unmöglich ernähren und die landesherrlichen Abgaben leisten.

Bereits am 21. Juli 1803 wurde dieses Ansuchen von der Kurfürstlichen Landesdirektion dahingehend beantwortet, daß dem Käufer keineswegs ein Beholungsrecht eingeräumt werden könne, daß er jedoch den benötigten

„Holz- und Streubedarf um den jährlichen laufenden Preis, und insoferne als die forstwirtschaftliche Behandlung zuläßt, aus den kurfürstlichen Waldungen einkaufen könne“.⁵⁾

Stanislaus Hübl, der Romenthal im besten Mannesalter (mit 38 Jahren) nicht ohne finanzielle Schwierigkeiten, jedoch zehentfrei übernommen hatte, konnte sich des neuen Besitzes lange erfreuen. Wie aus dem noch erhaltenen Totenbrett hervorgeht, starb er am 7. August 1837 in Wessobrunn im 72. Lebensjahre. Schon am 3. Februar 1832 hatte er das Gut an seinen Sohn Sebastian übergeben, der es 16 Jahre innehatte.

Wie wenig wert dem rationalistischen Denken jener Zeit überflüssig erscheinende Gotteshäuser waren, geht aus einem Vermerk in dem 1808 verfaßten Kataster hervor. Dort heißt es an einer Stelle, wo von den Kirchen St. Alban, Bierdorf und Rieden die Rede ist: „Die königliche Kirchen-Administration Landsberg nahm diese drei Kirchlein in ihre Fassion deshalb nicht auf, weil das Vermögen hiervon nicht extradiert, und diese Kirchlein zur Demolierung bestimmt sind“. Diese Bemerkung beleuchtet die Gefahr, in der sich die drei benachbarten reizenden Kirchen befanden; auch das Weiterbestehen von St. Anna in Romenthal hing seit 1803 einzig und allein von der Pietät der jeweiligen Eigentümer ab.

Vierzehnmal wechselte Romenthal nach dem Tode von Sebastian Hübl den Besitzer, ehe es am 12. März 1937 vom Land Bayern erworben und Staatsdomäne wurde. Jedesmal wurde die St. Anna-Kapelle mitveräußert. In den Jahren 1867–1882 und 1893–1900, als sie im Besitz von Protestanten war, hielt man in ihr evangelische Gottesdienste ab.

Es muß als ein glücklicher Zufall bezeichnet werden, daß das Kirchlein die letzten anderthalb Jahrhunderte überdauerte. Man sollte alles tun, um es in einen würdigen Zustand zu versetzen, wie es diese Kapelle als religiöse Weihestätte und als Kunstdenkmal verdient.

Ernstes und Heiteres aus alten Uttinger Briefprotokollen

von Dipl.-Ing. Wilhelm Neu

In den Briefprotokollen der früheren Andechser Hofmark Utting (Staats-Archiv f. Oberbayern, Brp. Starnberg) findet sich ein ausführlicher Bericht über ein tragisches Unglück, bei dem im Jahre 1663 neun Personen im Ammersee den Tod fanden. Er wirft ein hochinteressantes Bild auf die damaligen Verhältnisse und soll hier im Wortlaut wiedergegeben werden:

„Erfahrung deren aufm Ammersee ertrunkenen Personen. Demnach underm heutigen dato das Creuz von gross Khüzekhoffen (Grosskitzighofen, Ldkr. Kaufbeuren) In Schwaben alhie zum hl. Berg gewesen, nach ihr vollendter Andacht aber hiervon etliche Personen zwischen 8 und 9 Uhr vormittag zu Mihlfelden (Mühlfeld bei Herrsching) an den Ammersee

khommen in mainung yber den See auf Utting widerumben zurükh zu fahren, darumben . . . Wörl, und Georg Gastl beede von Utting und Veit Dietmayr von Mihlfelden, ieder insonderheit in sein schiff, 7 Personen eingeladen und damit bey guettem Wötter, von dannen gefahren. Als sye aber gleichsamb Mitten auf den See khommen hat sich ain solch unerhörter Sturm windt, und Regenwötter ohnfürsechens erhöht, das gedachter Georg Gastls schiff, worinnen Er, sein weib die gross schwanger gewesen, Item an frembden Personen Michael Miller, Caspar Cröz, Matheus Mennhoffer — der lödigstandts: Anna Selderin: Euphrosina Wolfin: Maria Wörlerin ledig und Catharina N. auss Steurmarkh ein Naderin auch unverheurath unwissent wie oder wasgestalten auss ain: oder keiner Nachlessigkeit zu massen dan bey einbrechentem Windt und Regenwötter die schiff ides seinem fortl nach auseinander gefahren auch under drohentem Ungewitter, so yber ain halbe stundt nit gedauert, weegen Dickhe des Regens keiner 10 schrit weit hat sechen khinden, zu grundt gangen und alle 9 Personen samentlich zu grundt gangen und vertrunkhen, die ybrige zway Schiff aber aines dauon, so Veit Dietmayr geführt zu Holzhausen, des . . . Wörls aber zu Utting ohne gefahr an die lendt khommen. Nach eingeholter erfahrung aber hat sich befunden, das erwehnter Georg Gastl für sich selbst ain Junger: Schlechter: Liederinger und unvermögliger Dropff gewesen seye, der sich auch nur mit Pfeiffen und Petlen habe nöhren miessen, des Wassers und deren hierauf entstehenden Winden selben nachzufahren nit erfahren, ja gar kain fischer nit gewesen, weniger ain aigenes schiff gehabt hat, sondern dises schiff ainem anderen zu Utting haimblicherweiss, wie es dan öfters, hiewieder jedoch jemahls Clag einkhommen, geschehen sein solle, hinwekh geführt und damit selben Tag Lorenz Jacoben wüth zum Hl. Berg etlich schäffl haber heryber geführt, in Summa der gemainer sag nach, wan ain echter fuhrmann darbey gewesen, solch unglikh nit geschehen were vorab nit zu gedenken das aufm Ammersee etwas geschehen seye, zu deme, die samentlichen Kützenhoffer (sic!), nach Sag deren ertrunkhenen Personen den anderen tag ankhumenter Freundschaft (= Verwandtschaft) selbst bekhendt haben, das sye disen Gastl als der, und sein weib öfters bey ihnen zu Khüzekhoffen mit Pfeiffen, Petlen herumber gegangen, wol gekhendt haben, nicht wenigens aber zu ihme eingesessen.

Wann dan die Freundschaft, Im fahl die Todte Körper solten Im See gefunden werden, massen sye dan den 4. tag auch gefunden worden, umb die gröbnus (Begräbnis) zu Utting gebetten, Als ist ihnen solches gdigstverwilliget und auch samentlich alda im Freithoff neben eiander begraben worden, deren und allen christglaubigen seelen der Allerhöchste ewig Pflegen wolle, actum den 20. März ao 1663.“

Der Führer des Unglücksschiffes wird mit Georg Gastl aus Utting abgegeben. Dabei muß aber ein Irrtum vorgelegen haben, denn einige Seiten danach lesen wir unterm 7. 6. 1663, daß sich der Vater des ertrunkhenen

Hans Gastl mit dem Vater dessen Frau Brigitta von Garatshausen wegen der wenigen hinterlassenen Habseligkeiten des verunglückten Ehepaares verglichen hat. Auch die Pfarrmatrikel Utting geben Auskunft, daß *Johann Gastl*, – also nicht Georg – 1661 eine Brigitta Propst geheiratet hat. Möglich ist aber auch, daß der Vorname *Johann Georg* lautete.

Bei dem anderen Uttinger Schiffer, dessen Vornamen nicht genannt wird, dürfte es sich um den Fischer Melchior Wörl gehandelt haben, der von 1638 bis 1686 auf dem jetzigen Haus Nr. 94 „beim Fischer zur Mühlen“ gesessen war. Er und der Mühlfelder Schiffer hatten dem unglücklichen Menschen die größere Erfahrung voraus.

Auch die Auswertung der Verhörprotokolle führt zu überraschenden volkscundlichen Ergebnissen, die für die Erforschung der Ortsgeschichte im eigentlichen Sinne überaus wichtig sind.

Es seien einige Proben in der Originalfassung wiedergegeben, die in ihrer derben, verschnörkelten Sprache kleine, man möchte sagen alltägliche Vergehen aufzeichnen. Wenn uns auch der Text heute ein Schmunzeln entlockt, so dürfen wir nicht vergessen, wie ernst die Sache damals für die Beteiligten war. Alles könnte sich genau so gut in unserer Zeit ereignet haben.

1667: 5 ledige Burschen von Utting haben . . . „dem Würth seinen Stadl eröffnet und auf dem leeren Tennen angefangen zu treschen und also zugeschlagen das mans im ganzen Dorff aussgehört und die leith umb das wüthshaus auffgeweckht und den Würth zimblichermassen erschöckt, und als derselbe erfahren wohlte wer in seinem Stadl khomen, seindt obige Beclagte alle daruon geloffen“. (Sie wurden verurteilt zu „2 tag in Eisen, bey hauss zu tragen“).

1669: „Maria weib des Bartolomä Lacher contra Gregor Marx schneider, selber seye nächtlicher weill . . . zu ihr ganz bezechter ins hauss khomen und habe ganz zohrnig mit vermelden Er gehe auff nichts guets herein ein Licht anzuzinten begert und Sye Clägerin ein rdo. (= mit Verlaub) Huer, Fedl, Hex und dergleichen tituliert und dieselbe gar mit straih überfallen und auss lauter zohrn und muthwillen auss dem mit gwandt angesehleten Wasser zuber ain fleckh tuech oder leinwath auf 1½ Ellen herausgenommen, selbige mit ainem mösser ganz zerschnitten, item hernach das Cammer fenster eingestossen, etliche erdtene schisslen zerworffen und ander dergleichen ungebür mehrers veribt, Sye absonderlich im Dorff hin und wider für ain Huer und Fedl (= Vettel) aussgeschrien. . .“

1671: „Hans Schweickart Würth contra Ulrich Schmidt knecht, Gregor Dietrich, und Sebastian Heuss, Beclagte seyen zwischen 9 und 10 Uhr nachts von Finning bezechterweiss anheimbs gangen und dem Würth vors hauss khomen, begerent ihnen auffzumachen und Pier zu geben, darauf Würth geantwortet, wo sye vor gewest und sich vol angetrunken sollen itzt auch hingehen, weillen es schon so spath lasse sye also nit ein, . . . waryber sye gleich mit gwalt ins Würthshaus hinein gewolt, in die tür geschlagen und

ihre wöhren entplesst und ein solchen schröckhen im hauss verursacht, daß dess Würths Stieftochter Johanna so ohne dess nit recht bey ihr seye, entloffen und sich in den schöpffbronnen gelassen, welche zu allem glickh von Bartolomä Marxen ohne verlözung widerumb herauff gethon worden“.

1687: „Niclas Schaur schuster ist umb willen er seinen brueder Gall Schaur mit einem schuech ybern khopff geschlagen aber weiters khein schaden gethan gestrafft worden per 20 Kreuzer 1 Pfennig.“

1687: „Marx Dreer hat an St. Ulrichs tag Mathiasen Happach Closter Diessener Guettpropst zu Oberschondorf im Würthshaus zu Utting . . . ohne ainige gegebene ursach von seynem tisch heryber ain mass khanten (= Maßkrug) freuentlicher weiss an khopff und darmit beym rechten aug ain solchen Plez aufgeworffen, daß er sehr starkh gebluettet und sich des Baders bedienen müssen, . . . ist derselbe umb 4 Pfd.Pfennig gestrafft worden.“

1688: „Baltasar Schropp Zimmermann zu Utting als verdächtiger wildtprettschiz ist umb willen er gestert den Churf.Yberreither (= Jagdaufseher) alda Hans Jacob Mayr mit einem entplösten Mösser vors Hauss khomen und herausgefordert und geschendt und geschmächt, 4 tag und nacht mit wasser und brott im Amtshaus abgepiesst worden mit bedeyten dass Er sich weegen seines verdächtigen wildtprettschiessens und dergleichen schon öffters veribten gwaltthätigkeithen längstens innerhalb 4 wochen auss der hoffmarch begeben und sein Söldenhaus verkauffen und gegen ersagten Yberreither hinführo bey vermeidung anderen einsehens friedt und sicherheit halten solle.“

1693: „Andrä Grez Mühlens sohn zu Oberfinning ist umb willen er am Uttinger Khürchtag im Wirthshaus nach Pettleithen mit seinem bey sich gehabt Terzerol 2 blintschüss zum Fenster hinaus gethon und hinach mit dem Säbl durchs Dorff hinaus gewözet, als ein muettwilliger Frevler gestrafft worden per 1¹/₂ Pfd.Pfennig.“

1709: „Gertraud Schneiderin des Hans Sch. Weib hat neulich ihren mann auss dem Wirthshaus gehohlet und als er nit gehen wollen, mit ihm angefangen zu Koldern und zu Poldern, als nun Andrä Lacher solches geschrey nit gedulden wollen und ihr abgepothen, hat sie ihn bezichtigt er habe sye umb ihr sach bringen wollen und ihn einen liderlichen Doser gehaisst, endlich aber gar den Rockh auffgehebt und die s.h.post predicamenta hergezaiget, . . . deshalb sie nebst einem ernstlichen verweiss umb 1¹/₂ Pfd.-Pfennig punctiert worden.“

1710: „Georg Happach Widembauer von Stoffen hat im Wirthshaus zu Utting mit einer geladenen Pistohl ohnwissend ob solches scharff oder blind geladen gewesen, getändlet und dasselbe endlich wider alles verwahren under villen Zächgösten in der Stuben gar abgeschossen wardurch dan ein so grosses Unglückh hätte entstehen khönnen, dass Er den eben bey der Losbrennung zur Stubentür als wohin der Schuss gerichtet gewesen, hinein gegangenen Hofmarchs Amtmann übern Hauffen geschossen hätte, . . . ist

derowegen neben einem scharffen verweiss umb 4 Pfd.Pfennig gestrafft worden.“

1746: „Auf Vorbringen des Amtmanns, dass der jung Blasy Lacher bey einer Dirn im Pöth gewesen seye, wesswegen andere Bueben Ihme aufgebasset und in den grandt (= Dorfbrunnen) geworffen, welches aber derselbe widerspricht und blos eingestanden, dass Er bey seiner Hochzeiterin im Haus gewesen und in Ehren mit ihr gerödt . . . Er hat sich dadurch den verdacht zugezogen, dass er ohne licht bey dem Menschen allein gewest, wesswegen dan beide gestrafft worden per 2 Gulden 25 Kreuzer 5 Pfennig.“

1746: „Maria Widmannin bäurin clagt wider des daselbstigen Amtmanns Eheweib Susanna Mayrin, dass Sie der Clegerin in die kuchl gekhomen just als sie die nudl auff dem feur gehabt und sye hart angefahren mit Vermelden, ihr brueder seye schon wieder stern voll, worauf sye geantwortet, Du hast selbst ein solchen Mann und wan ihr brueder voll ist, so khöne sie nit darfier, mithin sye weiter gemeldet ihr brueder habe 7 stieff khinder angeheurathet, die ihrigen aber ziechen zu München mit denen Dolpatschen herum (soll wohl bedeuten, daß sie in der Irrenanstalt sind!), worauf ihr weiters die Beclagte vorgeworffen, sye seye ein schmalzdiebin und fresse von ihrem bruedern das schindterfleisch, mithin sye Beclagte ein scheidl genommen und die Klägerin über den linkhen armben ser hart geschlagen, dass ihr solcher ganz blau underlauffen auch dariber ein Hauen bey der Tür erwischt und damit ainen strich nach ihr gethan, welcher aber fehlgegangen und sie nur auf das Maul darmit getroffen dass sye starkh gebluettet und annoch sichtbar ist, . . . dass Sye auch gesagt man solle der bäurin das Hauss anzünden . . .“ usw.

1750: „Paul Tallmaier lediger Fischhandler zu Utting hat in der nacht an daselbstigem Pfarrhof ain läitter, wo die Menschen ligen, angelaihet und hinaufgestigen, mit welcher er umbgefahlen und sich im gesicht beschödiget, ist des weitter ausgekommen rueffs halber (d. h., weil es sich herumgesprochen hat) gestrafft worden per 3 Pfd.Pfennig.“

1754: „Dass des Jacob Widmann Paurn zu Utting Eheweib jüngstlich tägen den David Hofmeyer und Stephan Schöttls weib zue sich bitten lassen, sye sollen kommen und die verfallene Frist abhollen, wo entzwischen sye Widmannin 2 Kibl s.h. (= mit Verlaub) Menschen kott abgeriehet und als selbe ins Hauss khommen, hat sye dise zway anstatt der bezahlung darmit begossen (!), . . . als ist selbe per 5 Pfd.Pfennig und dass sie gegen den Amtmann gesagt, sye wolle ihm die Müstgabl in leib stöckhen und nach dem Richter dem klaz kopfeten hundt frage sye gar nichts, per 4 Pfd.Pfennig punctirt worden.“

1755: „Paul Tallmaier lediger Fischersohn hat (wieder!) an der Menschen Cammer im Pfarrhoff daselbst ein läitter angelaihet und hinaufsteigen wollen, ob er schon dismahl nit wie das vorige mahl herabgefallen, ist er gestrafft worden per 4 Pfd.Pfennig.“

Beiträge zur Kunstgeschichte der Gemeinden Apfeldorf, Birkland und Reichling (Landkreis Schongau)

von Dr. Sigfrid Hofmann

In unserem Heimatbuch „Der Landkreis Schongau“ (München 1959) haben wir versucht, einen gedrängten Überblick über die Kunstgeschichte der einzelnen Profan- und Sakralbauten in diesem Gebiet zu geben. Wir mußten notgedrungen auf die Bearbeitung mancher archivalischen Quelle verzichten. Schon vor einigen Jahren haben wir im Staatsarchiv Landshut die dort lagernden Bestände oberbayerischer Kirchenrechnungen in ihren Ausgaben bearbeitet, darunter auch die Kirchenrechnungen des churfürstl. Pfliegergerichts Rauhenlechsberg (bei Apfeldorf), die im Repertorium 45 die Fascikel 377–380 umfassen. In den folgenden Darlegungen verzichten wir auf die Bearbeitung jener Gotteshäuser dieses Pfliegergerichts, die heute außerhalb der Grenzen des Landkreises Schongau liegen. Sie sei einer späteren Studie vorbehalten. Nach allgemeinen Erörterungen wollen wir nun in alphabetischer Folge die Kultgebäude der heutigen Pfarreien Apfeldorf, Birkland und Reichling behandeln.

1. Apfeldorf

Die Kunstdenkmale von Oberbayern wissen über die Pfarrkirche Heilig Geist zu sagen, daß es sich um einen gotischen Turm mit Satteldach westlich des Langhauses, um einen eingezogenen Chor mit Flachtonne und Stüchkappen und um eine gedrückte Flachtonne im Schiff handelt. Das Chorgewölbe wurde bei einer allgemeinen Überarbeitung um 1730 stuckiert. Die Wandflächen sind mit dünnen Pilastern gegliedert. Das Hochaltargemälde zeigt die hl. Maria mit dem Rosenkranz, durch St. Dominikus und St. Afra (Diözesanpatronin) verehrt. Es ist signiert und datiert: Jos. Hafner Tyrck 1755. Es handelt sich dabei um *Josef Hafner*, Maler aus Türkheim (Schwaben), der 1740 in Kloster Beuron und 1743 in Weißenau bei Ravenburg nachgewiesen wurde. Das Deckengemälde im Langhaus stellt das Pfingstfest dar; es ist signiert und datiert mit „*Johannes Jaud* von Wessobrunn, pinxit 1825“. Die Kirche hat zwei Seitenaltäre zu St. Rochus und St. Sebastian, ein Hinweis auf die wiederholten Pestzeiten in Apfeldorf. Wie die Kanzel, stammen auch die beiden Seitenaltäre aus dem Klassizismus, während der Hochaltar ein hübsches Werk des 18. Jahrhunderts ist. Die farblich ausgezeichneten Kreuzwegstationen sind Arbeiten des Schongauer Malers *Franz Anton Wassermann* (2. Hälfte des 18. Jahrh.).

In den Rechnungen von 1637 ist die Rede von einer Wallfahrt auf den Hohenpeißenberg, von einer „großen Glocke“ und einem Glaser von Reichling, der die Kirchenfenster seiner Nachbarkirche ausbessert. Aus dem Jahr 1640 ist uns überliefert, daß *Niclas Augustin*, Maler in Apfeldorf, ein Ängel bei seiner Behausung besitzt und vom Kauf eines silbernen und vergoldeten

Kelches, der in Augsburg geweiht wurde. Vermutlich handelte es sich um die Arbeit eines der vielbeschäftigten Augsburger Goldschmiede dieser Zeit. Dagegen bezog man 1650 vom Landsberger Goldschmied *Jakob Fendt* eine neue vergoldete Monstranz aus Kupfer um 23 Gulden. Zehn Jahre später (es fehlen leider viele Kirchenrechnungen wegen der sog. Dezimierung des vorigen Jahrhunderts) hören wir von der „Fassung des Tabernakels durch *Mathias Augustin*, Maler in Schongau, und von der Machung der Sonnenuhr am Glockenturm durch *Jonas Winkler*, Maurermeister zu Wessobrunn. Im gleichen Jahre 1660 hat der Uffinger Kistler *Rudolf Zwink* – eine tüchtige Familie von Altarschreibern des 17. und 18. Jahrhunderts – zwei große eichene Leuchter auf dem Chor „für die Wandlichter und auf die drei Chorstuhl von gleichem Holz“ gemacht.

Im Jahre 1690 haben der Bildhauer zu Schongau, sicher *Johann Pölland* aus Wessobrunn bzw. Morgenbach, und der Kistler zu Apfeldorf einen neuen Seitenaltar für die Apfeldorfer Pfarrkirche gefertigt. Der Altar wurde, nach Ausweis der Kirchenrechnungen, von Apfeldorf nach Schongau zum Fassen geführt. Im Jahr 1701 brauchte man für die beiden Seitenaltäre neue Fastentücher von schwarzer Leinwand „und auf eines ein Blatt mit der Christi Krönung und das andere mit der Geißlung“ durch den Maler von Apfeldorf, *Nicasian* (viell. *Niclas Augustin*). Recht bedenklich stimmt die Notiz von 1710, derzufolge „die Tüllen oder Defer“ so baufällig war, daß die „höchste Notdurft gewesen, wenn das bevorstehende Unglück des Einfallens verhütet werden wolle, solche wirklich herunterzuwerfen und von neuem reparieren zu lassen“. Der Kistler hat mit seinen Gesellen 50 Tage lang gearbeitet, um ein neues „Tafelwerk“ zu machen. Die Summe von 29 Gulden und 10 Kreuzern mutet uns heute recht bescheiden an. Auch der Maler dieser „Düllen“ und des Tafelwerks ist uns namentlich überliefert. Er heißt: *Johann Jakob Bodmer* und war Bürger zu Landsberg. Als Zimmermeister war *Matheis Demmel* tätig. Die notwendigen 142 „Täferbretter“ hat der Müller zu Klast, (Klastmühle) *Balthasar Meichelbeck*, geliefert. Im Jahr 1739 bekam man in Apfeldorf neue Kirchenfenster, die (1740) Schauergätter im Gewicht von 77 Pfund bekommen haben durch den Glaser *Johann Hammerer* von Pürgen. Der Maurermeister von Rott, *Mathias Graf*, hat in diesem Jahr mit seinen drei Gesellen, „die zum Einfallen drohende Thurnseiten abgetragen und wieder dauerhaft aufgemauert und verputzt“.

Der Murnauer Maler *Johann Michael Widtmer* (verzweigte Malerfamilie aus Tirol) hat 1760 „wegen Klaydung und Fassung des Choraltars“ von Apfeldorf 300 Gulden eingesteckt. Wir erfuhren ergänzend dazu, daß der neue Choraltar 1755 aufgesetzt wurde und es „hat das daselbst vorhanden geweste Heilige Grab, weil besagter Hochaltar ein größeres spatium (Raum) eingenommen, nicht mehr aufgerichtet werden können“. Weiter berichten die interessanten Rechnungen: Da aber die Ehre Gottes erfordert, daß sie zu eben solcher Zeit nicht geschmälert werde, ist mit *Augustin Bernhard*, Maler

in Murnau verhandelt worden, ein hl. Grab hinter dem Choraltar einzurichten gegen 33 Gulden“.

Über „*St. Rochus*“ wird 1650 berichtet, daß der Maler *Niclas Augustin* seit 1638 zur Kirche zinst. Zehn Jahre später lesen wir von „*St. Rochus* in der Pfarrkirche Apfeldorf“ und der Beschaffung einer „sauberen Kleidung für die Bildnis *St. Rochi*“ – ein Beweis für die hohe Verehrung, die schon zu dieser Zeit der Pestheilige im Dorf am Lech genoß. Aus der Rechnung von 1720 geht hervor, daß es sich um den „*St. Rochus Altar* in der Pfarrkirche Apfeldorf“ handelt, wofür der Wessobrunner Maler *Bartlme Bernhardt* (wohl aus Murnau stammend) ein „sauberes Antependium für den *St. Rochus Altar* gemalen“. Ein „Bildhauer von Weilheim“ hat neben das „*St. Rochi Piltnus* ain hindl mit ain laibl prodt geschnitzlet und malen lassen“. Die Rechnung von 1794 spricht von der „Sog. Haltenkapelle in Apfeldorf“ und dem damaligen Pfarrvikar Gaudenz Burkhard, Conventual des Klosters Polling, der seit acht Jahren hier ist. Die „Erzbruderschaft des hl. Rosenkranzes in Apfeldorf“ hat 1798 einen neuen Fahnen bekommen, da der alte „zusammengerissen“. Dafür hat der Landsberger Handelsmann *Matthäus Gigl*, aus dem Geschlecht der Wessobrunner Stuckatoren, die notwendigen Ellen Seiden und der dortige Bortenmacher *Gregor Villgratter* (wohl ein gebürtiger Tiroler) die silbernen Fransen, Quasten, Eicheln, Bänder und Schnüre geliefert.

2. Birkland

Der Chor der Pfarrkirche in der Ortschaft Aich stammt aus der gotischen Zeit. Im Jahre 1802 wurde die Kirche anlässlich der Gründung der Pfarr-expositur Birkland erweitert. Ein weiterer Ausbau erfolgte um 1860. Im Jahre 1912 wurde das Gotteshaus verbreitert. Die Stuckaturen aus dem 18. Jahrh. sind dabei mit der Decke gehoben worden. Bemerkenswert sind durch ihre reizenden Pflanzendarstellungen die Stuckmarmorarbeiten am Hochaltar mit der Signatur des *Dominicus Zimmermann* „gebirgig von Wessobrunn“. Sie stammen nach der Datierung aus dem Jahre 1715. Für die ehemalige Filialkirche *St. Anna* ist 1640 der schon wiederholt genannte Maler *Niclas Augustin* von Apfeldorf tätig, der damals „das Stuck (d. i. Bild) in den Fahnen gemalt“. Im Jahr 1660 bekommt die Kirche eine Sonnenuhr durch den Wessobrunner Maurermeister *Jonas Winkler* und einen neuen Seitenaltar durch den Uffinger Kistler *Rudolf Zwink*. Der Weilheimer Bildhauer *Leonhard Koch* schnitzt die dazu gehörigen Dachungengel und *St. Maria* mit den sieben Schmerzen. Gleichzeitig bessert er „die alten Bilder“ aus. Die Vergolderarbeiten hat der Weilheimer Maler *Franz Koch* übernommen. Der Apfeldorfer Kistler *Gregor Huber* hat 1672 ein neues Tafelwerk in die Kirche um 30 Gulden geliefert. Wohl sein Sohn *Mathias Huber*, Kistler in Apfeldorf, wird 1690 genannt, als er einen neuen Kirchenstuhl und ein neues Tafelwerk für Birkland gezimmert hat. Der Maurermeister *Peter Paur* am Pürkland hat das Kirchendach umgedeckt. Der schon ge-

nannte Murnauer Maler *Johann Michael Widtmer* hat für die Birkländer Kirche 1760 den Chor- und die beiden Nebenaltäre neu gefaßt und dafür 92 Gulden kassiert. 1790 ließ man mit 188 Gulden Turm und Kirchendach ausbessern und die „Portaltüren“ durch den Schongauer Maler neu machen.

3. Reichling

Die Pfarrkirche St. Nikolaus hat einen Turm auf romanischen Fundamenten, der Spitzenbogenfriese aus der Gotik zeigt. An den Altarraum, der halbrund geschlossen ist, schließt sich ein fünfjochiges Langhaus an, dessen mittlere Joche in Kapellen ausladen, über denen eine elliptische Flachkuppel auf Hängezwickeln ruht. Das Hochaltarblatt ist ein Werk des in Tirol geborenen Malers *Sebastian Jaud*, der um 1785 als Schüler des Martin Knoller in Ettal und Wessobrunn tätig war. Als Erbauer gilt der Münchner *Franz Xaver Kirchgrabner*, Nachfolger des berühmten Johann Michael Fischer. Hochaltar und Kanzel sind Werke des Bildhauers und Stuckators *Thomas Schaidhauf* aus Raisting.

Aus den vorliegenden Landshuter Kirchenrechnungen entnehmen wir, daß 1640 der Maler *Niclas Augustin* ein Kruzifix für das Hl. Grab renoviert hat. Zehn Jahre später hat der Landsberger Goldschmied ein silbernes und vergoldetes „Käpsl“ an die Pfarrkirche Reichling verkauft. Nach dem Geschmack der Zeit erhielt 1690 die Kirche ein neues Antependium aus Leder mit Gold bedruckt. Der Maler von „Oberfinningen“, *Hanns Georg Augustin*, hat 1701 „das Täferwerk ob dem Langhaus angestrichen und schöne Blumen von unterschiedlichen Farben“ darauf gemalt. *Anton Straucher*, Kistlermeister in Uffing, hat 1793 nach Reichling einen Beichtstuhl (40 fl) und einen Chorstuhl (35 fl) geliefert. Der Faßmaler *Johann Schmid* in Pflugdorf hat für das Fassen der Kanzel in diesem Jahr 65 Gulden und für „die Fassung zweier Engl und der Rahmen zu den Seitenaltären“ 16 fl 44 kr aus der Kirchenkasse erhalten. Mehrere Kirchenparamente hat der Schneidermeister *Simon Frankel* von dort um 55 Gulden gefertigt. Der Landsberger Buchdrucker *Johann Friedrich Ott* hat 1793 eine neue Auflage von St.-Leonhardi-Bildern in Höhe von 880 Stück gedruckt – um die bescheidene Summe von 5 fl 20 kr. Im gleichen Jahr hat die Pfarrkirche Reichling der Mundrachinger Pfarrkirche 120 Gulden zur Beschaffung einer neuen Glocke vorgeschossen. Der Faßmaler *Johann Schmid* zu Pflugdorf hat 1794 die Chor- und Beichtstühle Reichlings um 65 Gulden gefaßt. Einen neuen Vorhang über das Altarblatt aus „13 Ellen Zeig“ bezog man von *Kaspar Schrobenauser*, Handelsmann in Landsberg. Der Landsberger Gürtler fertigte 1795 für dieses Gotteshaus 6 große Leuchter und drei Canontafeln um 78 Gulden. Der Faßmaler *Johann Schmid* zu Pflugdorf hat in diesem Jahr die Orgel um 45 fl gefaßt und der Maler von Wessobrunn gegen 30 fl Entgeld das neue hl. Grab. Zwei Meßgewänder, ein schwarzes und ein weißes, kaufte die Reichlinger Pfarrkirchen-

stiftung 1796 von *Simon Fränkel*, Schneidermeister am gleichen Ort. Der Schongauer Orgelmacher *Andreas Handmann* reparierte den Blasbalg. Zu einer Zeit als die Kirchen wenig mehr für Ornat und Zier bestellten, leisteten sich die Reichlinger 1798 einen neuen Rauchmantel und zwei neue Kirchenschlösser für ihr örtliches Heiligtum.

Reich fließen auch die Quellen für die Geschichte der Fialkirche *St. Leonhard in Reichling*. Bereits 1637 ist die Rede von der Sammlung von Getreide am Leonharditag und von Pferdeopfern (ein Füllen dem hl. Leonhard verlobt!). Alte Hufeisen wurden dort schon früher geopfert. Nach einem Plan von *Mathias Schmutzer*, dem Wessobrunner Maurermeister, wurde 1660 die Leonhardskapelle um „24 Schuh in die Liechte“ verlängert bei einem Kostenaufwand von etwa 650 Gulden. Es ist die Rede von 6800 Mauer- und Gewölbsteinen, von drei Centen 67 Pfund Eisen zu den Kirchenfenstern und Gättern, auch zum Kreuz ob dem Kirchturm. Weiter hören wir von sechs neuen Fenstern im Langhaus und dreien auf den Chor durch den Schongauer Glaser. Der Wessobrunner Baumeister verdiente mit seinen Gesellen in 225 Tagen 112 Gulden. Der Kistler in Rott, *Thomas Zeller*, hat den Turm 1672 rot angestrichen und einen Kirchenstuhl gemacht.

1690 bestellte man einen silbervergoldeten Kelch samt Deckel, der auch als Ciborium zu verwenden war und auf den Altar „2 Bilder St. Leonhard und St. Paulus beim Maler zu Apfeldorf“. Durch einen „Donnerstreich“ ist in diesem Jahr die Kuppel, oder das Dach „ziemlich verletzt worden“. „Das Täfelwerk ob dem Langhaus ist 1701 ganz abgeschossen gewesen und wurde durch *Hans Georg Augustin*, Maler zu Oberfinningen, wiederum von neuem mit Bleiweiß angestrichen und unterschiedliches Blumenwerk darein gemalen. Der gleiche Maler hat 1730 drei Antependien gemalt, die der Reichlinger Kistler *Joseph Bauer* gefertigt hat. Der Maurermeister *Georg Döttl* von Obermühlhausen hat 1740 die St. Leonhardskirche am Kirchendach und an der Friedhofmauer gründlich wiederhergestellt, die Kirche inwendig und auswendig sauber verputzt und verweißt. Der Lengenfelder Zimmermeister *Simon Hobenadl* hat Turmkuppel und Schießer ausgebessert und angestrichen, der Dießener Glaser *Georg Probst* in 11 Fenster 1575 „durchsichtige Scheiben“ eingesetzt.

Damit enden die Eintragungen, soweit sie einigermaßen eine Bedeutung für die Kunst- und Baugeschichte dieser Gotteshäuser haben.

Aus den Kirchenrechnungen von Unterpfaffenhofen

(Landkreis Fürstentfeldbruck)

Ein Beitrag zur 1000-Jahrfeier

Nach einer undatierten Freisinger Traditionsnotiz tauscht zwischen 957 und 972 Bischof Abraham von Freising von dem Edlen Perahtolt Besitz „in loco Phafinhoua nominato“ gegen Besitz „in loco Uufhusa nominato“ (Bitterauf, Die Traditionen des Hochstifts Freising Bd. II, 1909, S. 120 f.). Ob es sich dabei um das heutige Unterpfaffenhofen handelt, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Dieser folgende Beitrag über die Baugeschichte bezieht sich auf alle Fälle auf den im Titel bezeichneten Ort. Wir lassen die Quellen sprechen.

1665: Heuer sind in dem Gotteshaus 4 große Fenster ausgehauen und gemacht, die *Sakristei erweitert*, der Chor geputzt und von neuem überweißt worden. Dem Kloster Dießen für 106 Pfd. Eisen zu Gättern für bemelte 4 Fenster 7 fl 4 kr. Von erstgelmelten 106 Pfd. Eisen von Dießen nach Stegen (auf dem Wasserweg), von ersagtem Stegen bis nach Unterpfaffenhofen Fuhrlohn 30 kr. Beschäftigt sind bei diesen Arbeiten Hans Dalmayr, Schmid zu Unterpfaffenhofen, Thomas Winkler, Maurermeister zu Weßling, Philipp Gresl, Kistler, Sebastian Schöttl, Zimmermeister zu Germering, und Christoph Kerl, Bürger und Schlosser in München. Als *Bildhauer* ist *Mathias Gailler* von Tölz (großes Crucifix) tätig gewesen.

1678: Es wurde ein *neuer Chor- und Seitenaltar* um 379 fl genehmigt. Der Maler zu Bruck verdiente dabei 74 fl. Die Namen des Bildhauers und des Kistlers sind leider auch nicht genannt.

1679: Um vier Bilder St. Ignatii, Xaverii, Aloisii und Stanislai, jedes ein Schuh hoch geschnitten, dem Bildhauer für jedes 1 fl 30 kr, bezahlt 6 fl.

1680: Als in die Feldkapellen eingebrochen, sind die Schlösser wieder repariert worden. . . .

1700: Man hat die Kirchendachung übergehen, in der Kirche ein neues Ziegelpflaster legen und anstatt des um den Freithof gewesten Thills (Holzzaun) eine Mauer aufführen lassen.

Kalk lieferte Johann Ignatius Mairl nächst München, die Ziegel kamen vom Ziegelstadel am Warnberg, der den Herrn Jesuiten in München gehörte (6000 Mauersteine, 300 große Pflastersteine, 1500 Haggen und Preiß). Die Arbeiten führte Josef Schöttl, Maurer zu Germering, mit 2 Gesellen in 20 Tagen aus um 18 fl.

1708: Auf Befehl der Obrigkeit zu Freising ist ein neuer Taufstein von rotem Märbel mit einem hilzenen Deckel, darauf von Bildhauerarbeit die Bildnussen Christi und St. Johannes der Täufer gemacht und dafür *Mathias Dietsch, Stadtsteinmetz zu München*, bezahlt worden 16 fl 56 kr.

1709: Machung einer weißen Decke von Gips im Langhaus um 69 fl 24 kr durch *Jakob Schmidt, Bürger und Maurermeister zu Bruck*, mit drei Gesellen. Maria Dietschin, Wittib von Bruck, hat 12 Metzen Gips hergegeben. Die Gesamtkosten betragen 94 fl 40 kr.

1711: Die Reparaturung des Chorgewölbes dieses Gotteshauses ist erforderlich gewesen. Man hat 4 Metzen weißen Gips von Maria Ditschin, Wittib in München, bezogen um 2 fl.

Jakob Schmidt, Maurermeister in Bruck, hat nebst seinem Gesellen und Tagwerkern verdient 15 fl 59 kr.

Josef Krenauer, Maler und Bildhauer derorten, welcher am Chorgewölb alle Grad und Rosen vergoldet, auch mehr andere Arbeit verrichtet. . . .

Wolf Oberegger, Glaser daselbst, hat auf den Chor 6 neue Fenster verfertigt und erhalten 4 fl 48 kr.

1730: Zur Wiederbeischaffung der bei diesem Gotteshaus geraubt wordenen Kirchensachen, worunter in specie das Ciborium begriffen war, hat man ein anderes Ciborium bei *Johann Sebastian Kipfinger*, Hofgoldschmied in Freising, eingekauft um 37 fl 18 kr.

1735: Unter Pfarrer Zänger wurde ein Anbau gemacht und die Sakristei erweitert mit einem Kostenaufwand von 1163 fl 9 kr.

1736: *Judas Thaddäus Wagner, Uhrmacher* zu Germering, hat bei diesem Gotteshaus die alt vorhandene Uhr in gueten Stand gericht um 5 fl.

Sebastian Thürnagel, Maurermeister zu Bruck, hat die ruinos geweste Friedhofmauer völlig ausgebessert und bei der Sakristei, allwo das Wasser eingangen, die Reparation vorgenommen, 14 fl 19 kr.

1740: Anbau an die Kirche und Erweiterung der Sakristei kosteten (vermutlich 1733—1739) 1163 fl 9 kr. Letzte Zahlung erst 1746.

Franz Schmidt, Bildhauer und Maler zu Alling, hat um zwei gemachte und gemalte Bildnussen St. Jakob und St. Johannes Nepomuceni empfangen 8 fl.
Dr. S. Hofmann

Michael Wening in Aufkirchen

1702: Auf Ihrer kurfürstl. Durchlaucht gnädigsten Befehl hat *Michael Wening*, kurfürstl. Portier und Kupferstecher zu München, zu der unter Händen gehaltenen kurbayerischen Landsbeschreibung das mit berühmter Wallfahrt Unser Lieben Frauen Gottshaus zu Aufkirchen auf einem Bogen groß deliniert und ins Kupfer gestochen, destwillen dann ihm auf das beim kurfürstl. Landgericht Starnberg vorgewiesene kurfürstl. Patent von gedachtem Gotteshaus für seine Zehrung und Reisdeputat datiert 23. August 1701 gezahlt worden 20 fl.

(Kirchenrechnungen des Landgerichts Starnberg, Staatsarchiv Landshut.)
Dr. S. Hofmann

Der Mathematiker Georg Kratz aus Schongau

von Dr. Sigfrid Hofmann

Zu den namhaften Gelehrten seiner Zeit gehörte der Schongauer Bierbrauerssohn Georg Anton Kratz. Am 3. April 1714 wurde er in der Lechstadt als Sohn des Bräuers Josef Kratz und seiner Ehefrau Rosa, Witwe des Valentin Spindler, geboren. Sein Taufpate war der angesehene Ratsherr Eustach Semer. Die Mutter war eine geborene Kössl aus Burggen (22. 8. 1683 bis 27. 5. 1728). Seine Tante Maria Agnes Kratz war Conventualin des Klarissinnenklosters „Valdurn in der Oberpfalz“; seine Tante Rosa heiratete am 27. 11. 1708 den Schongauer Bräuer Johann Filser, der von der Hammer schmiede in Schwabsoien stammt, und wird die Mutter des Peter Caspar, der als P. Anselm Filser im Benediktinerkloster St. Mang in Füssen 1753 gestorben ist.

Georg Anton Kratz war als Mathematiker und Physiker Anhänger der Lehre Newtons. In den Jahren 1736/37 leitete er die erste Klasse des Gymnasiums St. Salvator zu Augsburg und war nebenbei auch Katechet in Friedberg. Um diese Zeit studierte bei St. Salvator auch der Vater von Wolfgang Amadeus Mozart, Leopold Mozart (geb. in Augsburg am 14. 11. 1719, gest. in Salzburg 1787). Er verließ das Augsburger Lyzeum mit Abschluß der Klasse der Physiker im Herbst 1737, um dann in Salzburg Theologie und Rechtswissenschaft zu studieren, wurde aber wegen Unfleißes im folgenden Jahre von der Universität verwiesen und widmete sich dann der Musik. (Mitt. von P. Dr. Hildebrand Dufßler.) Kratz wurde Professor der Mathematik an der Universität Ingolstadt und war eine Leuchte der Wissenschaft. In seiner „Geschichte der Jesuiten in Bayern“ (Nürnberg 1819) schreibt Karl Heinrich Ritter von Lang auf Seite 200 über Kratz: Eine ihrer höchsten Zierden verlor die Gesellschaft im Jahre 1766 an dem P. Georg Kratz, Professor der Mathematik zu Ingolstadt, gebürtig aus Schongau, welchen Cassini nebst dem P. Hell für die zwei größten Astronomen in Deutschland erklärt. Sein nicht unrühmlicher Nachfolger war P. Caesarius Aman aus Innsbruck, der 1767 mit Pickel die Polhöhe von Ingolstadt bestimmte.

An anderer Stelle ist uns überliefert: Er studierte 14 Jahre Mathematik und verließ fast nie das Zimmer, machte mechanische Experimente, erhielt das Lob eines sehr sorgfältigen Observators. Er war Astronom, aber er hatte keine Instrumente. Er konnte keine anderen benutzen als die selbstgemachten. Zeugen seines Fleißes sind seine Bücher: „Über die Körperkräfte“ (1759), „Die Beobachtung des Durchgangs der Venus durch den Sonnenring (6. 6. 1761)“, „Eine Methode, die Quadratwurzel irgend einer Zahl schnell zu bestimmen“ (1762). Er schrieb eine Dissertation bzw. Preisaufgabe über „die Art und Weise der mittleren Bewegung und der mittleren Entfernung des Mondes von der Erde, hinsichtlich der Kräfte, mit denen er zur Erde an-

gezogen wird. (Abhandlung der churf. bayer. Akademie der Wissenschaften 1767). Auf seinem Schreibtisch lagen mehrere unvollendete und ungedruckte wissenschaftliche Abhandlungen. Der aus Kaufbeuren stammende P. Cronthaler S. J. gab eine Schrift seines Ordensbruders heraus. Am 20. August 1766 starb der große Gelehrte, der auch die hebräische Sprache beherrschte, in München.

In diese Stadt war er 1746, zwei Jahre vor seinem Tode, übersiedelt.

Natur und Kunst im Pfaffenwinkel

Von Willi M a u t h e

Die Natur, nicht die Kunst war es, die im oberbayerischen Pfaffenwinkel zuerst Aufmerksamkeit erregt hat. Mögen auch politische und ebenso wirtschaftliche Beweggründe und ebensolche Absichten hervorragenden Anteil an der dichten Besiedelung dieser Gegend durch die Klosterherren gehabt haben, so deutet doch mancherlei darauf hin, daß auch die Schönheit dieser Landschaft mit dazu beigetragen hat. Schon von den benediktinerfreundlichen Huosi, „brüdern“ Waldram, Landfrid und Eliland besagt eine, die Klostergründung Schlehdorfs betreffende Urkunde, daß ihnen die Anmut dieser Gegend an der Loisach so wohl gefallen habe, daß sie dort des öfteren nächtigten — placuit eis loci amoenitas. Diese Anmut der wald- und wasserreichen Vorberge mit der Hochwelt der Alpen im Hintergrund hat nicht zuletzt durch den Reichtum der Formen und wohl auch Farben das sehungerige Auge des Menschen zu allen Zeiten begeistert. Der Aufenthalt im Hochgebirge selbst hat dagegen auf den Menschen bis ins Nachmittelalter geradezu abstoßend gewirkt. Livius spricht von der foeditas — der Scheußlichkeit — der Alpen. Noch im Jahre 1599 verläßt der Baumeister Friedrich von Württemberg, Heinrich Schickhardt, auf seiner Rückreise von Italien bei Nesselwang „mit Freuden das greulich und langweilig Gebirg, darin er zechen ganze Tag verbracht.“

Anders war es mit der Voralpenlandschaft. Wir wissen — der Spanier Martial, von 64 bis 98 in Rom weilend, hat es uns bis ins einzelne geschildert — daß die Römer gerade für eine Schau in die weite, von Bergen umsäumte Landschaft mit verstreut liegenden Ortschaften und Gewässern schwärmten. Ist vielleicht auch das heute als römische Villensiedlung — Villenheim — gedeutete Weilheim darauf zurückzuführen? Jedenfalls darf man wohl auch hier an die bergliebenden Benediktiner denken, wenn sie damals auch noch nicht auf den Gipfeln siedelten. Ihre Liebe zu den Bergen, die wie ein Land der Verheißung, woher nach dem Psalm „die Hilfe kommt,“ vor ihnen standen, könnte sich auch hier geoffenbart haben. Noch Meichelbeck rühmt in seiner Chronik im 18. Jahrhundert die Schönheit um Bene-

diktbeuern und auch den Augustiner Töpsl bewegt, wie seine Succincta Informatio sagt, Pollings reizvolle Lage. Und wenn es in Wessobrunn auch nicht die Berge waren, so schwebte hier doch Gottes Schöpfergeist über den Wassern und ließ gleichsam ein wundersames, über tausend Jahre dauerndes Leben daraus erstehen. Die Vorliebe für das Land vor den Bergen bekundet auch der Bericht über die nach Schlehdorf umgesiedelten Scharnitzer Mönche, die die rauhere Gegend der Alpen verlassen hätten, weil sie sich in einer lieblicheren Gegend ansiedeln wollten. Ein Scholastiker aus Brixen bittet im 12. Jahrhundert in Tegernsee um Aufnahme, weil er die wilde Berggegend verlassen wolle, um in einer anmutigeren Landschaft zu wohnen. Das alles erinnert auch an die kümmerliche Lage jener frühen Franziskaner, die nach Glassbergers um 1500 geschriebener Franziskanerchronik anfangs des 13. Jahrhunderts im damals wohl noch recht wilden Mittenwald „den knurrenden Magen mit Isarwasser zu besänftigen suchten“ und nach dieser strapazenreichen Wanderung über die Alpen in kläglichem Zustand in Augsburg angekommen sind.

Solcherlei Gründen ist es also wohl zuzuschreiben, daß alle Klöster des Pfaffenwinkels mit Ausnahme Ettals am Gebirgsrand liegen. Dort, es war die zweitletzte benediktinische Klostergründung in unserer Gegend (1330) hat die Einsamkeit in den Bergen den Vorzug erhalten. Noch im Jahre 1710 wird von einem ferienreisenden Studenten, dem nachmaligen Abt Bernhard Oberhauser erzählt, daß ihn neben der klösterlichen Ordnung eben die Einsamkeit bewogen habe, in Ettal einzutreten.

Mögen also auch klimatische, asketische und gesundheitliche Gründe mitgewirkt haben, überall leuchtet durch diese Erwägungen auch die landschaftliche Schönheit. In der Vorgebirgslandschaft, wo das berückende Bild des Alpenhintergrundes noch mit dem mannigfaltigen Formenspiel der Hügel, mit den dunkelgrünen Wäldern auf gelbgrünen Matten, blauäugigen Seen und silbern fließenden Gewässern vereinigt ist, wo zumal an Föhntagen eine besondere Atmosphäre mit perlmuttern schimmernden Lüften, jahrmarkt-bunten Wolken über den vergißmeinnicht- oder veilchenblauen Bergguirlanden prunkt, da scheinen alle optischen Möglichkeiten angewandt zu sein, dem Beschauer innere Erhebung und Freude zu bereiten. Von Jahrhundert zu Jahrhundert ist diese Landschaft jedoch noch festlicher, geistiger und geistlicher geworden. Über ihren Wäldern erhoben sich glockentragende Türme, an ihren Hügeln wuchsen feierliche Architekturen von Münstern und Klöstern. In den Wäldern und Herzen wurde es lichter. Aus dem einstigen Urwald, in dessen dämonischer Stille einst nur der Schauerruf von Untier und Unhold zu hören war, war ein Land der Matutinen geworden. Orgelspiel und Feiergesang aus den Chorgestühlen und wallenden Prozessionen skandierten die Laute des Alltags. Landschaft, Kult und Klosterkultur zeigten nun ihre Früchte.

Es war etwa in der Zeit des 15. Jahrhunderts, als die Rodungsarbeiten der Mönche zum Großteil aufzuhören begannen. Neben ihren Werken fangen nun aber auch die Menschen aus den und mehr hinterlassenen Urkunden an zu sprechen. In jener Zeit tauchen die ersten Handwerker und Künstlernamen auf: der Baumeister Hans Glück von Peißenberg, der Meister Jörg von Polling, die Halder und Mäleskircher von Weilheim und schon bald hebt sich auch das Dunkel der Anonymität von der Handwerkerschar der Wessobrunner. Die Zeit war erfüllt. Unter dem Einfluß einer begnadeten Umwelt waren Bauern und Handwerker allmählich „gezwungen, selbst etwas zu machen“, wie es Goethe noch viel später im schönen Fraskati nach seiner eigenen brieflichen Aussage über die Zusammenhänge von Naturschönheit und künstlerischem Anreiz ergangen ist.

Um diese Zeit – des 15. Jahrhunderts – fand, soviel wir bis jetzt wissen, der Pfaffenwinkel seine erste bildliche Darstellung. Rund achtzig Jahre, bevor Albrecht Altdorfer das Bild der Alexanderschlacht malte, in dem man schon eine Entdeckung der Seen- und Moränenlandschaft (manche deuten auf den Staffelsee selber) sieht, hat ein noch unbekannter Maler um 1450 (wenn es wirklich der vermutete Münchner Gabriel Angler war, so wäre es ein interessanter Hinweis auf die heute noch feststellbare Liebe der Münchner zum Pfaffenwinkel) ein Altarbild für das Augustinerkloster Polling geschaffen, dessen Landschaft (zu einem Weihnachtsbild mit Hirten, Schafen und arbeitenden Bauern) nach wohlbegründeter Ansicht der Gegend zwischen Polling und Andechs mit Schloß Pähl, Ammer und Ammersee entnommen ist. – Hiezu darf man auch das Weihnachtsbild des Meisters von Landsberg mit der Darstellung Landsbergs rechnen. Die Freude an der heimatlichen Landschaft wird zusehends stärker. Ende des 17. Jahrhunderts, als Hans Georg Asam, der Vater der beiden vielgerühmten Künstlerbrüder, in Benediktbeuern arbeitete, hat auch ihn schon die Freude an dieser hügel-frohen Landschaft gepackt. Sein Bild mit der Anastasiaprozession in Benediktbeuern bringt nicht nur das Kircheninnere, sondern auch wie bei Altdorfers Bild von der Florianswallfahrt das kulturgeschichtlich interessante Genre des dortigen Wallfahrtslebens mit dem eindrucksvollen Hintergrund von Herzogstand und Heimgarten auf die Leinwand. In seinem „Hunnen-(Ungarn-) Sturm“ ist auch der Hohepeißenberg als charakteristische Folie mitverwendet. Hans Asam ist wohl einer der ersten, die den Zusammenklang von Natur, Kunst und Religion im „Land der Bauern, Künstler und Mönche“ erfaßt und dargestellt haben.

Der Pfaffenwinkel lockte jedoch schon seit Jahrhunderten. Montaigne beschreibt eine Wanderung auf der Kesselbergstraße, Wilhelm der Fromme schickte seine Söhne wohl nicht nur aus pädagogischen Gründen nach dem schönen Benediktbeuern in die Ferien. Der päpstliche Legat Fabio Chigi, nachmaliger Papst Alexander VII., besang in lateinischen Versen den Walchensee. Die Benediktiner Mabillon und Martin Gerbert besuchten, wie ihre

Reiseerinnerungen kundtun, unsere Klöster mit sichtbarem Gewinn. Im Jahre 1741 erschien in München ein „Fliegendes Blatt“ mit dem Titel „March-Route, den Herren Studenten, welche in der Vakanzzeit von München aus die Prälaturen und Klöster selbigen Rentamts besuchen, verweis komponiert . . .“ In diesen Versen wird zwar wohl mehr auf die willkommene Gastfreundschaft, aber auch mit Nachdruck jeweils auf die „Schönen Kirchengebäu“, die Gnadenbilder, Reliquien und Naturschönheiten hingewiesen.

In den folgenden Jahren häufen sich die Bildungsreisenden zu Fuß, zu Wagen und Pferd. Vielleicht darf man auch Goethes Reminiszenz auf seiner italienischen Reise in unserem Sinne betrachten, wenn er am 6. September 1786 in München schrieb: „ . . . Nun soll es gerade nach Innsbruck. Was lasse ich nicht alles links und rechts liegen . . .“ Auf die dichte Lage der Klöster hinweisend schreibt ein Reisender 1784, daß man hier vierzehn Tage herumreisen und alle Mittage und Abende auf einer anderen Prälatur oder Abtei speisen oder schlafen könne. Die „Kurze Beschreibung einer Fußreise in das bayrische Oberland von einem bayrischen Edelmann“, 1802 erschienen, führt fast haargenau über die „March-Route“ der Studenten und rühmt vor allem, Land und Leute skizzierend, Ettals Kirche als eine der prächtigsten und geschmackvollsten Bayerns, ja Deutschlands.

Immer ist es wieder die Landschaft und ihre Kunstdenkmäler, die die Besucher zu abertausenden in den Pfaffenwinkel locken. Längst ist es zur Gewißheit geworden, daß „die Kunst mit der Landschaft zusammenhängen muß und zwar ganz besonders jene des Barocks“. „Es ist kein Zufall, sagt Hugo Schnell in seinem Buch „Der Bairische Barock“, daß die besten bairischen Kräfte aus den schönsten Gegenden Bayerns stammen. Wir schätzen nur leider unsere Vorberge nicht, in deren Nähe Wessobrunn mit seinen 600 Künstlern und Kunsthandwerkern liegt . . . in den Vorbergen liegt der engmaschige Pfaffenwinkel . . . in der Nähe ist Weilheim mit den Greither, Degler und Petel.“ Er vergißt dabei nicht, auf ähnliche Erscheinungen in anderen südbayerischen Gegenden hinzuweisen, die Miesbacher Stukkatorenschule, die Berchtesgadener Schnitzer, die Baumeisterfamilie der Dientzenhofer und andere. Und man darf es andererseits nicht versäumen, auch die noch weniger erforschten Gegenden Südschwabens mithereinzubeziehen, jene des formenfreudigen Tirols, der baulustigen Vorarlberger wie der transalpinen Bauleute der Comasken und anderer, die schon frühzeitig und nicht ohne Nachwirkung und erst recht wieder im Barock in unserem Lande gearbeitet haben.

Es fordert eine viel stärkere Beachtung, was gleichsam in Ergänzung hiezu der Volkskundler Freytag in seinem Handbuch der deutschen Volkskunde schreibt: „Der Alpenbewohner ist ein Mensch der aufgeschlossenen Sinne. Wir erkennen in ihm leicht einen ganz ausgeprägten Sinn für das Schöne.

Ganz sicher hat die Schönheit der Alpen diese in ihm liegenden Fähigkeiten gefördert und diese Menschen haben also im Gegensatz zum Norddeutschen die große Fähigkeit, ihr starkes Innenleben auch nach außen hin in eine kunst- und volksgemäße Form zu bringen und haben deshalb zu allen Zeiten das deutsche Geistesleben, in Sonderheit die deutsche Literatur in einem Maße bereichert, das kein anderer Volksstamm erreicht.“

Josef Nadler aber sagt von der Gegend des Pfaffenwinkels in seiner Literaturgeschichte: „In dieser Landschaft ging die Seele des Bayern am vollkommensten in die Kunst des Barock ein.“

Man sieht, daß man den Pfaffenwinkel noch längst nicht kennt, wenn man die Wies besucht hat, wenn man in Andechs und in Ettal war. Wenn man etwas Gütiges über ihn aussagen will, muß man auch den hochgelehrten Gerhoh von Reichersberg aus dem Streuweiler Fiecht bei Polling und seine Werke kennen, man muß in der Weilheimer St. Salvatorkirche sitzend das Werk des gleichzeitigen Nikolaus von Kusa „De ludo globi“ lesen, muß wissen, daß es in Habach einst einen Comedistadel gegeben hat und daß der dortige Schulmeister anno 1557 in Weilheim am Fasching „Die Enthauptung des Heiligen Johannes“ spielte, man sollte mindestens dem schönsten Mädchen des Pfaffenwinkels, der heiligen Agatha in der Hohenpeißenberger Georgskapelle einen Höflichkeitsbesuch gemacht haben, man muß sich die köstlichen Verse auf den barocken Kirchenfahnen der Bernrieder Martinskirche zu eigen machen und noch viel, viel anderes dazu!

Wandert man dann durch diese Gegend, so wird man gewahren, daß der manchmal geschmähten Liebe ihrer Bewohner zum Sichtbaren eine ebenso große Verehrung des Unsichtbaren gegenübersteht. Das gilt vom Aufstieg des ersten romanischen Bogens bis zum verlöschenden Glanz des letzten Rokokoschnörkels.



Wallfahrtsbitten als Notschreie unserer Zeit

Eine kleine Auslese aus Kirchen und Kapellen unserer Umgebung

Von Willi M a u t h e

Der Kunsthistoriker Max Hauttmann schreibt in seiner Geschichte der Kirchlichen Baukunst in Bayern, Schwaben usw. über die Eigenart der Wallfahrtskirchen: „Bei der Wallfahrtskirche gilt es den Rahmen zu schaffen für die Volksbräuche des Kirchfahrtens, wie sie sich bei den einzelnen Stäm-

men verschieden im Laufe der Jahrhunderte herausgebildet und vererbt haben. Einen Raum, den die ein- und abziehenden Prozessionen der wallfahrenden Gemeinden innen und außen umschreiten, wo das Volk ohne Unterschied der Person und des Standes zu jeder Tages- und Nachtzeit beten und singen, den Chor betreten, den Altar rings umstehen, sich niederwerfen, das Gnadenbild berühren, umkreisen, auf den Knien umrutschen kann, wo es seine Devotionstafeln aufhängen, Weihekerzen anzünden, Opfergeld einwerfen, seine Motivgeschenke niederstellen, seine Bittzettel ablegen darf.“

Daß es an einer solchen Stätte für den Volkskundler viel und recht Interessantes zu entdecken, betrachten und zu sammeln gibt, dürfte jedem Leser verständlich sein. Die meisten Besucher solcher Kirchen steuern denn auch gewöhnlich zuerst auf die **V o t i v b i l d e r** zu. Das Menschlichnahe und Echte dieser Volkssitten vermag ja so tief zu rühren und zu ergreifen. So berichtet der Beuroner Benediktinerpater Willibrord Verkade in seinem berühmten Buch „Der Antrieb ins Vollkommene“ von einem Erlebnis in der Maria Zeller Wallfahrtskirche, in der er das Motivbild einer Angola Wenzl las, wo es zum Schlusse heißt: „Ich habe so Erbarmung, daß mir das Herz zerspringt . . .“

Solche Motivbitten sind Spiegelbilder des Herzens und aber auch der Zeit. Eine kleine Auslese aus Kirchen und Kapellen unserer Umgebung mag uns dies vor Augen führen. In der Weilheim nahegelegenen **H a r t k a p e l l e** findet man die einsichtsvolle Bitte vom 27. Juli 1926: „Mutter aller Bedrängnisse mach uns zufrieden!“ Wie weitsichtig dieser Beter war, sagt uns eine Bleistiftinschrift von 1940 (!) „Heilige Maria beschütze unsere Heimat!“ Und wie es den zwei, weiß Gott woher stammenden Soldaten ums Herz war, läßt die Inschrift vermuten: „Heilige Maria laß uns gesund heimkehren, 2 Soldaten am 6. 5. 1945.“ Von der Völkerwanderung unserer Tage berichtet die ungarische Bitte: „Oh Maria segits minket Haza!“ – O Maria hilf uns nachhause!

In der **W i e s** lagen nach dem Kriege noch hunderte von solchen Zettelbitten, die erfüllt von der Sorge um die Angehörigen, und die Heimat waren. „Lieber Wiesheiland laß unseren Papa recht bald von seinem Vermißt erlöst werden und zu uns heimkehren!“ – „Lieber Heiland laß unsere Heimat nicht untergehen; Ein Soldat der Front“. Ein altes Mütterlein schreibt: „Schick mir den Bub aus dem Uralgebirg raus!“ Eine andere Mutter erbittet Gesinnungsänderung ihrer Tochter, ein Soldat dankt für „den wiedererlangten Glauben der Kindheit“. Erschütternd sind immer wieder die Klagen um die verlorene Heimat:

*„Lieber gezeißelter Heiland von der Wies
laß uns nicht untergehen,
da wir bettelarm in der Fremde stehen,
gib uns Obdach und das täglich Brot.
Herr hilf uns in unserer Not.
Alles hat man uns genommen,
Glück und Friede sind zerronnen.
Herr schenk uns die Heimat wieder,
wo wir sangen frohe Lieder,
wo heimatliche Berge grüßen,
Herr, laß uns dort die Augen schließen,
daß wir vereint mit unseren Lieben,
die längst schlafen dort im Frieden.
Dann erst finden wir die Ruh,
wenn heimatliche Erde uns deckt zu!*

Die ehemaligen Weilheimer Spiele in der Fastenzeit

von Willi Mauthe

Die Weilheimer Passion, deren Text vom Stadtpfarrer Johann Albl (1600–1621) eine Zeitlang auch dem Oberammergauer Spiele diente, läßt sich als Aufführung mit einem früheren Texte bis tief in das 16. Jahrhundert nachweisen. Soweit die Stadt – und das dürfte wohl damals meist der Fall gewesen sein – die Spiele durch einheimische oder fremde Kräfte aufführen ließ, läßt sich dies bis 1522 zurück verfolgen. Ja, man geht sicher nicht fehl, wenn man die Theaterliebe der Weilheimer noch viel früher ansetzt. Es fehlen lediglich die Urkunden hierfür aus noch früheren Zeiten.

Wenn die Kammerrechnung von 1524 bereits von einem Spiel der Gesellen berichtet, dann ist diese Vermutung wohl nicht als gewagt zu bezeichnen. Im Jahre 1522, dem ersten der erhaltenen Jahrgänge lesen wir auch, daß man dem Herrn Pfarrer von der Predigt wegen zu den Fasten einen Gulden verehrt hat. Die Fastenpredigt hat in Weilheim zu allen Zeiten eine große Rolle gespielt. Noch mehr aber zu jenen Zeiten wohl das Spiel von der Passion unseres Herrn, das, wie man anderorts lesen kann, geradezu spontane Bekehrungen hervorgerufen haben muß.

Von einem Passionsspiel ist in der Kammerrechnung 1556 die Rede, und zwar an Pfingsten. Dann kommt eine Lücke bis 1577, wo die Passion sehr groß gehalten worden ist. Die Kammerrechnung hat eine eigene Rubrik für die Kosten hiefür. Zuerst ist von einer Verehrung für die Teilnehmer die Rede. Dann von Wächtern unter den Türen, worunter man wohl die der Bühne verstehen muß. Ferner hat man den Matthias Schleich wegen des Passions zum Pfleger geschickt. Auch den Wastel Diezen in die Umgebung, wahrscheinlich der „Reklame“ wegen. Dann hat es auf dem Rathaus dero-

wegen eine „Zöch“ mit vier Gulden gegeben. Für Nägel, Farben und Draht zur „Piene“ (Bühne) wurden vier Gulden ausgelegt. Vier Tagwerker haben die Bühne wieder abgebrochen. Da sie miteinander vier Gulden erhielten, ist nachzurechnen, daß sie wohl gar einige Tage dazu gebraucht haben. Zuguterletzt aber haben die Amtsleut noch zwei Maß Wein erhalten.

Anno 1583 sind auswärtige Spieler dagewesen: „Sonntag Oculi denen von Erdfurt der Passions halber zwei Gulden gegeben. Zwei Jahre darauf führten die Weilheimer die Urständ (Auferstehung) Christi auf. 1598 scheint man wieder große Passion gehalten zu haben, denn man hat dem Dr. Pfendter für die dafür zur Verfügung gestellten Pferde drei Gulden bezahlt. Dann ist wieder lange Zeit Stillstand. In dieser Zeit erscheint Stadtpfarrer Älbl und schreibt den neuen Text zu einer Passion und zu einer Urständ Christi. Die hiesige Museumsbibliothek behütet noch eine Abschrift aus dem Jahre 1684 mit insgesamt 414 handgeschriebenen Seiten. Es ist doch anzunehmen, daß diese Passion alsbald aufgeführt wurde, wenn auch die Stadtrechnung erst wieder von 1626 – die Stadtpfarrkirche stand gerade im Rohbau da – von einer Urständ Christi-Aufführung berichtet.

Die Spiele fanden jeweils auf dem (Marien-) Platz, in der Stadtpfarrkirche, bei einem Wirt oder auf dem Rathaus statt. In dieser Zwischenzeit sind viele andere Spiele vermerkt, jedoch nicht ausdrücklich als Passionen. So „1617, als die Studenten von München auf dem Rathaus eine Comediam gehalten“, oder 1624, „als etliche Bürger am Pfingstfeiertage am Platz eine Comedi gehalten.“ Ausgesprochen tiefe und feine Einfühlung verrät die Notiz von 1637: „Als Jonas Steinhauser, gewester Stadtmesner, welcher stockblind ist, von der traurigen Urlaubnehmung Christi Jesu (Abschied Jesu) von seiner jungfräulichen Mutter Mariä eine Tragödi gedichtet und schreiben lassen, auch selbige am 25. März in der Ratsstube halten lassen, ist ihm und den Tragödianten auf Befehl des Rats verehrt worden!“ Auch 1653 haben an diesem Tage einige Bürger die Urlaubsnehmung aufgeführt. Es ist wohl nicht nur der Feiertag gewesen, der dazu veranlaßte, sondern auch die Überlegung, daß in Gabriels Verkündigungsbotschaft an diesem Tag bereits der göttliche Beschluß dieses Abschieds und auch des bitteren Endes auf Golgatha enthalten war. Muß nicht gerade an einem solchen blinkenden Frühlingstag diese traurige Szene gar sehr auf das Volksgemüt eingewirkt haben! Ein wohl meist unbeachtetes Bild aus jener Zeit von dieser Urlaubnehmung hängt im Chor der hiesigen Spitalkirche.

Wenn in den Jahren 1661, 1662 und 1663 jeweils von einer „Komedi“ in der Stadtpfarrkirche die Rede ist, dann ist es sicher die Passion oder ein Teil davon gewesen. Daß die Passion oft nur teilweise aufgeführt wurde, das bezeugt der Vermerk anno 1700 von der Aufführung der „völligen Passion Christi“. Auch Ignaz Degler berichtet damals in seinem Handregister: „Eben dieses Jahr ist allhier der ganze Passion von dem Leiden Christi, unseres

Heilandes und Seligmachers gehalten worden. Dabei habe ich die Stelle des Hohenpriesters Kaiphas vertreten, und ist, Gott sei Lob, das Wetter an beiden Tügen, als am Gründonnerstag und Karfreitag so gut gewesen, daß alles zu Gottes Lob und Ehre hat wohl verrichtet werden können.“ Wir sehen daraus, daß also „der ganze Passion“ zwei Tage lang dauerte, eine Zeit, die wir wohl nicht mehr aushalten würden! Aber nicht nur Ignaz Deglers begeistertes Mitspiel, auch Elias Greithers Passionszyklus in Sankt Salvator, Petels herrliche Kruzifixe, Steinharts tief empfundene Pietadargestaltungen und noch vieles andere der Weilheimer und anderer Künstler (siehe den schönen Erbärmde-Christus von Hans Leinberger) all das zeigt uns, wie tief die Künstler die Passion empfanden, ihr Los zugleich zu allen Zeiten!

Der 1742 verstorbene Stadtpfarrer Eisvogel berichtet uns auch von szenischen Ölbergandachten. 1692 heißt es von den „actoribus“, so sich in der Fasten bei den Ölbergandachten gebrauchen lassen und 1694 hat man den Rhetoribus, welche sich auf dem öffentlichen Platz am Karfreitag vorgestellten Tragödi Passionis gebrauchen ließen, 3 Gulden verehrt.

Wiederum ist eine lange Pause. Die Zeiten des spanischen und österreichischen Erbfolgekrieges, Brand und Seuchen mögen hemmend gewirkt haben. Aber 1762 hat man wieder aufgeholt: „Nachdem anheier das Theatrum zum Karfreitag erneuert und die Prozession selbst namhaft verbessert worden, so hat man mit Consens des hiesigen Magistrats an den erloffenen Unkosten beigetragen 10 Gulden.“ Auch von der Karfreitagsprozession ist dabei die Rede. Der damals allgemein üblichen Karfreitagsprozession verdanken wir die Wieskirche. Denn eben dazu schuf der Steingadener Prämonstratenserbruder den nachmals zwar als „erschrocklich“ bezeichneten gegeißelten Heiland, dem zu Ehren die herrliche Kirche erbaut wurde. Diese Prozessionen waren landauf landab bekannt. In Weilheim traten dabei auch sogenannte Geißler auf.

Anno 1763 spürt man bereits die eise Luft der „Aufklärung“. Deshalb wird in diesem und in den folgenden Jahren immer wieder ein Bote nach München gesandt, um dort bei der Regierung die Genehmigung zur Passion, zu szenischen Andachten usw. einzuholen. Auch eine Taxe mußte natürlich entrichtet werden. Sie beträgt für dieses Jahr drei Gulden. 1763 wurde der Bäcker Philipp Jakob dazu beordert, als letzte Botin erscheint 1784 die Antonie Zahlerin, die für ihre Reise zum geistlichen Rat nach München um Bewilligung der Ölbergandachten für Boten- und Wartegeld 2 Gulden erhielt. Aber man gibt deshalb nicht nach! 1764 hat man „zur Beschaffung einiger zur Karfreitagsprozession erforderlichen Notwendigkeiten von der Stadt aus wieder 10 Gulden bezahlt“. Während in den Spitalrechnungen jener Jahre immer wieder Ausgaben für die Aufstellung des heiligen Grabes zu finden sind, bezahlt man, so 1765 und in anderen Jahren dem Franz

Walser, Kistler, und dem Zimmermann Johann Podenmühler Beträge für die Aufstellung und den Abbruch der Karfreitagsbühne. Die Nachricht aus dem Jahre 1766, daß man dem Matthias Glück, lediger Weberssohn „wegen mühsamer Aktion bei der Karfreitagstragödi anheier ohne Consequenz zwei Gulden“ verehrt hat, läßt vielleicht darauf schließen, daß er den Gekreuzigten darstellte.

Im Jahre 1763 ist zum erstenmale von einem Programm für dieses Theater die Rede. Es sind Rechnungen für die „Tragödi-Zettel“ vorhanden. 1768 hat man sogar noch ein neues Theater und neue Szenen verfertigt. In den Jahren 1772, 1773, 1774 und 1775 erscheint der Maler Augustin Franz. Ihm werden zuerst „für Farb und gemachte Bild (!) zur Karfreitagstragödi“ Gelder ausbezahlt, dann „für die Blutfärb oder die rote Färb, welche für den blutschwitzenden Christus am Karfreitag verbraucht wurde“.

Die letzte, die Passion betreffende Eintragung behandelt die schon genannte Antonie Zahlerin, eine Bitte des Volkes um sein so geliebtes Passionspiel. Dann schweigen die Akten um die Frömmigkeit. Die neue Zeit hatte begonnen.

Die Meßmaschine des P. Thassilo Beer OSB

Am 12. November 1724 wurde in Schongau Johann Chrysostomus Beer unter der Patenschaft des Consuls (Stadtrat) Johann Chrysostomus Semer und der Jungfrau Maria Catharina Semer getauft. Vater des Knäbleins war der „archigrammateus“ (vermutlich der lateinische Schulmeister des Städtchens) Dominus Johannes Beer. Im Jahre 1742 legte der begabte Schongauer Lehrerssohn die Ordensgelübde im Benediktinerkloster Wessobrunn ab und am 29. September 1749 wurde er zum Priester geweiht. Ein Bild im ehemaligen Schongauer Stadtmuseum des Kaufbeurer Malers Alois Gaibler von 1791 zeigt sein Porträt mit der Inschrift eines lateinischen Psalms und den wichtigsten Lebensdaten auf der Rückseite, und ein zweites Ölbild bewahrt der Magdalensaal des Klosters Wessobrunn. P. Thassilo, sein Ordensname, war Professor der Philosophie an der Bayerischen Benediktinerakademie und ein tüchtiger Organist. Das Schongauer Bild zeigt ihn in zwei kleineren Nebenbildern „an einem Harmonium“ und „bei der Vermessung“. Er war der Erfinder einer Meßmaschine, mit Hilfe deren man weit entlegene Gegenstände auf einem Standpunkt mit rechten Winkeln und Tangenten ohne Logarithmen und ohne Kreise messen konnte. Dieses Instrument stand bis zur Aufhebung des Stifts Wessobrunn (1803) im dortigen physikalischen Kabinett. P. Thassilo war nicht nur ein ernster Wissenschaftler und tüchtiger Theologe, sondern auch ein heiterer Charakter. Er litt sehr an Gicht und war dennoch stets humorvoll. Er verfaßte sogar über seinen bedauernswerten Zustand launige Gedichte. Am 8. 10. 1804 ist er als Jubilar in Wessobrunn gestorben.

Dr. Sigfrid Hofmann

Anmerkungen zu einigen Beiträgen:

- 1) In Tirol ist „offenes“, also unverschaltetes Bundwerk häufig.
 - 2) Giebelbundwerk war — außer in Dießen — am Ammersee sonst nicht mehr heimisch. Sein Auftreten in Utting läßt sich vielleicht dadurch erklären, daß beide Häuser kurz vor der Zeit ihrer Erbauung in den Besitz von Männern aus dem Oberland übergegangen waren: 1784 übernimmt ein Georg Egenrieder aus Weilheim das Haus Nr. 17 (heute verändert) und leiht sich 50 fl. zum Hausbau; 1789 kommt ein Joh. Georg Geisenberger von Wildsteig auf das Haus Nr. 50 und muß es nach einem Brand 1793 neu aufführen (nördlichster Bundwerkgiebel im Gebiet).
 - 3) S. die farbige Maßaufnahme von Franz Zell in „Volkskunst u. Volkskunde“, 1. Jg. München 1903. Der Giebel des Hauses Nr. 4 in Krün wurde vom Verf. von der Feuerleiter aus aufgemessen!
 - 4) Das Haus Nr. 5 in Walgau (Alte Post) ist wegen seines schönen, reichen Giebels im Zusammenklang mit den Fresken von Franz Karner eines der bemerkenswertesten Häuser des bayerischen Alpengebietes. Die Jahrszahl im Bundwerk wurde bisher „1621“ gelesen. Viel glaubhafter wäre jedoch „1681“; ein Vergleich mit ganz ähnlichen Mittenwalder Beispielen rechtfertigt diese Annahme, auch kann die dritte Zahl nach ihrer Schreibweise ebensogut eine „8“ sein.
- 1) 1632 zählte man 300 Rinder, 280 Schafe, 200 Schweine und über 80 Pferde.
 - 2) Vindeliciae Sacrae Tomi III qui est Bavaria, Sectio X, Capitulum Weilheimense, Augsburg 1756.
 - 3) Kreisarchiv München, Klosterliteralien Dießen, Fasz. 179/20.
 - 4) „Die oberbayerischen Stifte“ I, S. 194.
 - 5) Hübl fand einen anderen Ausweg. Bereits 1805 ersteigerte er für 500 Gulden 13 Tagwerk Wald, und zwar das zum Revier Utting gehörige sog. „Brandholz“. Der Waldbesitz wurde bald vergrößert; 1814 betrug er 47 Tagwerk.

Bibliographische Daten der benutzten Unterlagen:

1. Michael Lenk, regul. Chorherr und Kapitular zu Polling: Monathliche Okonomie, oder Land- und Hauswirtschaft, das ist: die vornehmsten Verrichtungen, Gegenstände und Vortheile eines Landwirths durch alle Monathe des Jahres, in Fragen und Antworten für die Schuljugend. München 1791, bey Joh. Bapt. Strobl.
2. Johann Georg Prändel, öffentlicher Repetitor der Mathematik und Physik auf dem churfürstlichen Schulhause zu München: Anleitung zur Landwirtschaftskunde. München 1797, bey Joseph Lentner.
3. Ignaz Bärthl, königlicher Damenstifts-Kapellan: Beyträge zur Gründung wirtschaftlicher Vorbegriffe für Freunde und Beförderer der Wirthschaft in Baiern. München 1811, bey Joseph Lindauer.

Die hier abgedruckten Arbeiten dürfen nur mit ausdrücklicher Zustimmung der Verfasser nachgedruckt oder weiterverwendet werden.

Von der Wahl der Bücher

„Mit den vornehmsten aber sollten sein die Chroniken und Historien,
welcherlei Sprachen man haben könnte;
denn dieselben wundernützlich sind,
der Welt Lauf zu erkennen und zu regieren,
ja auch Gottes Wunder und Werke zu sehen.
O wie manche feine Geschichte und Sprüche sollte man jetzt haben,
die in deutschen Landen geschehen und gegangen sind,
der wir jetzt gar keines wissen:
das macht, niemand ist da gewesen, der sie beschrieben,
oder, ob sie schon beschrieben gewesen wären,
niemand die Bücher gehalten hat,
darum man von uns Deutschen nichts weiß in andern Landen,
und müssen aller Welt die deutschen Bestien heißen,
die nichts mehr könnten, denn kriegen und fressen und saufen . . .“

Martin Luther

Haus Pfaffenwinkel, Weilheim

4 Minuten vom Bahnhof

Treffpunkt der Kunst- und Heimatfreunde

Auskünfte · Führungen · Schrifttum

Im Kaffeeraum des Hauses liegen auf:

Das Bayerland, Schöner Heimat, Lechisarland,
Das Münster, Das Hochland, Der Turmhahn

Besitzer: Willi Mauthe